

LIEBEN SIE MICH NOCH?
JA ODER NEIN.

WENN MEIN HERZ -

JA ODER NEIN!

NUN, JA!

JA?

JA, JA! -

PROGRAMMHEFT

VOM THEATER BASEL

Minna von Barnhelm
von Gotthold Ephraim Lessing

Komödie

Minna von Barnhelm
von Gotthold Ephraim Lessing

Komödie
Theater Basel

***Minna von Barnhelm
oder das Soldatenglück***

Ein Lustspiel von Gotthold Ephraim Lessing

Major von Tellheim, verabschiedet	Stephan Bissmeier
Minna von Barnhelm	Desirée Meiser
Franziska, ihr Mädchen	Inka Friedrich
Just, Bedienter des Majors	Siggi Schwientek
Paul Werner, gewesener Wachtmeister des Majors	Michael Wittenborn
Der Wirt	Josef Ostendorf
Eine Dame in Trauer	Deborah Epstein
Riccaut de la Marlinière	Urs Bihler
Regie	Harald Clemen
Bühne	Siegfried E. Mayer
Kostüme	Bettina Walter
Dramaturgie	Wilfried Schulz

Regieassistentz: Barbara Meerkötter; Bühnenbildassistentz: Nicole Egeler; Kostümassistentz: Monika Vogt; Hospitantz: Konrad Weigle, Ula Braun; Inspizienz: Isabell Alder; Souffleuse: Marion Winter.

Technische Leitung: Walter Simon; Leitung Bühnenbetrieb und Stellvertreter des Technischen Leiters: Heinz Wälti; Bühnenmeister: Franco Panariello, Giuseppe Schiliro; Beleuchtungsmeister: Gottfried Simkovics, Ulrich Sigrüst; Ton: Robert Hermann, Emil Achermann

Werkstättenleitung: Karl Dreher; Produktionsleitung: Jörg Zielinski/Produktionsmitarbeit: Nicole Egeler; Schreinerei: Oswald Gabriel; Schlosserei: Ernst Hettesheimer/Stellv.: Robert Zimmerli; Leitung des Malersaals: Michael Hein/Stellv.: Marcel Winter; Kascheure: Martin Hauser, Otto von Schröder; Leiterin Kostümateliers: Ruth Ratschnik; Kostüm-/Gewandmeister: Heinz Brener, Iris Caspar, Renate Ragg, Günter Pfeleiderer, Werner Bongart; Modistinnen: Rosina Barth, Sabine Bieli; Maske: Elke Ullerich; Möbel/Tapezierer: Winfried Weber; Requisiten: Heinz Mattmüller, Baldur Rudat, Sigi Sidler; Ankleidedienst: Jeanne Simkovics

Dekoration und Kostüme wurden in den Werkstätten des Theater Basel hergestellt. Beleuchtungsanlage: RANK STRAND GEMINI Eichenberger Electronic AG Zürich. Aufnahmen auf Bild- und Tonträger während der Vorstellung sind nicht erlaubt.

Aufführungsdauer

3 Stunden

Premiere

Pause nach dem 3. Akt.

9. Oktober 1992

Komödie Theater Basel



*Über
Minnas Reise nach Berlin,
Wirte als Spitzel,
laute, lärmige Städte,
Preussen und Sachsen,
Lessing im Kriege,
die Offiziere,
die Ehre der Männer
und die Wunden, die der Krieg schlägt,
sowie das mühselige Leben
in Friedenszeiten*

*Eine kleine Alltagsgeschichte
zu Minna von Barnhelm*

MINNAS ANKUNFT IN BERLIN: EINE REALE FIKTION

Am Abend des 21. August 1763 fuhr eine vierspännige Kutsche auf das Hallesche Tor zu, den südlichsten Durchlaß in der Mauer, die die Residenzstadt Berlin-Kölln mit ihren Vorstädten Friedrichsstadt, Friedrichswerder und Neustadt umschloß: Friedrich Wilhelm I., der »Soldatenkönig«, hatte sie 1732-1734 errichten lassen, um Schmuggel und Zollunterschleife einzuschränken und die dauernden Fluchtversuche seiner Soldaten zu verhindern.

An dem Wunsch, die Fahnen Seiner Königlichen Majestät zu verlassen, hatte sich auch dreißig Jahre später, nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges, wenig geändert. Im Gegenteil: die Deserteure hatten dazugelernt. So war es kürzlich vorgekommen, daß sich Soldaten der Garnison als Frauen verkleidet in Bauernwagen versteckt hatten, um aus der Stadt zu entweichen. Bei Fahnenflucht wurden aber die Kompaniechefs zur Rechenschaft gezogen und gezwungen, das Werbegeld für einen neuen Mann aus eigener Tasche zu zahlen. Die Wachen an den Toren waren deshalb angewiesen worden, auf Verdacht sogar Leibesvisitationen vorzunehmen, und der Parolebefehl dieses Tages forderte nochmals äußerste Aufmerksamkeit und Genauigkeit bei den Kontrollen:

Wenn Handwerksburschen oder gemeine Brut aus denen Landwehren [Toren] gehen und ungefähr die Größe oder etwas von Soldatenwesen an sich haben, soll der Gefreite einen solchen examiniren, wo er hin will, was vor Profession er hat, und wenn was Verdächtiges gefunden wird, so sollen sie angehalten werden.

Die Schärfe der Überprüfung und die Beflissenheit der

Kontrolleure hatte allerdings die Berliner Bürgerschaft aufgebracht, Beschwerden über unzumutbares Verhalten der Torposten und Accisebeamten häuften sich. Vor allem wollte man nicht hinnehmen, nach neun Uhr abends vor den Toren abgewiesen zu werden, denn eine solche Verordnung konnte doch höchstens für liederliches Gesindel der unteren Schichten gelten, »das seinen *Plaisirs* in denen vor den Thoren gelegenen Gasthöfen und Wirthshäusern nachlaufe« und betrunken zu später Zeit Einlaß begehre. Friedrich II. hatte darauf angeordnet, »dergleichen Chicanes nicht zu machen und sonderlich sollen die Wachthabenden allen Leuten höflich begegnen, weil ein solch übles Betragen Alles gegen das Militair aufbringt und Unordnung und nicht Ordnung anzeigt«. Aber die Selbstherrlichkeit der Befehlsempfänger in Kontrollsachen ließ sich von der Einsicht und dem Wunsch ihres Monarchen wenig beeindrucken: Wenn schon kontrolliert werden sollte, dann den Vorschriften gemäß und ausdauernd, da war man nicht zimperlich, wenn auch die Höflichkeit Federn lassen mußte.

Die Kutsche hielt. Der wachhabende Soldat las die Paßbriefe für Minna, Franziska und die beiden Bedienten, prüfte die Siegel und genehmigte die Einfahrt. Inzwischen trat der Accisebeamte, ein Invalide, der diesen Posten als Zollinspektor ergattert hatte, an die Kutsche und erkundigte sich nach Gepäck und eingeführten Waren. Minnas Koffer waren beim Übertritt über die sächsische Grenze von preußischen Beamten durchwühlt worden, gleichzeitig hatte man ihr ein Merkblatt in die Hand gedrückt, das die Legitimität des Vorgehens schwarz auf weiß auswies:

Bey der Ankunft auf der Gränze der Königl. Lande, pflegen die Koffer der Fremden, die mit Extrapost oder mit eigenen Pferden ankommen, von den Accisebedienten mit Bley versiegelt oder plombiret zu werden. Die Anordnung hat zur Absicht, die Contrebande und sonstige Defraudationen der Accise zu verhüten. Wer seine Koffer an der Gränze nicht plombirt haben will, muß sich daselbst visitiren lassen, worüber ihm ein Zeugniß gegeben wird.

Wer nichts oder sehr wenig accisbares und keine plombirte Koffer hat, kann in Berlin am Thore visitirt werden, und kann denn nach Hause fahren. Wer aber accisbare Waaren hat, oder dessen Koffer plombirt ist, muß auf den Packhof fahren, wo die Visitation geschieht.

Der Beamte verlangte, nachdem er die Bescheinigung über die »Visitation« geprüft hatte, Einblick in Minnas Reisetasche. Es stellte sich schnell heraus, daß sie weder Rauch- und Schnupftabak, der nicht mit dem Stempel der »Königlichen Generaltobaksadministration« versehen war, noch Bohnenkaffee oder ungestempelte Spielkarten darin versteckt hatte. Allerdings entdeckte er einen Kalender: Die Einfuhr fremder Kalender aber, »wenn sie nicht von dem Pächter der Königl. Akademie der Wissenschaft gestempelt sind«, war verboten, er wurde eingezogen und versiegelt dem Packhof zugeleitet, wo, so wurde Minna bedeutet, sie ihn bei ihrer Abreise wieder abholen könne.

Minna hatte diese Umstände befürchtet, sie kannte die »Plackereien« schon, denen Reisende an den preußischen Grenzen ausgesetzt waren. Auf Handzetteln, die die Krone an den Poststationen verteilen ließ, hatte es geheißt:

Man hat gefunden, daß einigen Fremden sonderlich in benachbarten Ländern, von der hiesigen Acciseeinrichtung und der Art, wie den Fremden bey der Visitation angeblich begegnet würde, sehr falsche Begriffe beygebracht worden, es wird also nicht unnöthig seyn, diesen falschen Vorstellungen zu widersprechen, und die ganz ungegründete Furcht für Plackereyen zu benehmen. Vernünftige Reisende werden sich selbst bescheiden, daß die Anstalten, die zu Entdeckung der kontrebanden oder verschwiegenen accisbaren Waaren gemacht worden, an sich sehr nothwendig sind, und daß auch ein Reisender sich den Gesetzen des Landes, wo er sich befindet, unterwerfen müsse. Es ist auch sehr begreiflich, daß derjenige, der, was er bey sich führet, nicht richtig angiebt, oder sich gar weigert, seine Sachen visitiren zu lassen, sich verdächtig machen müsse.

»Vernünftige Reisende . . . sich selbst bescheiden . . . nothwendig . . . die Gesetze . . . sich unterwerfen . . . sich weigern . . . sich verdächtig machen«: Da war er wieder, der Ton der Einschüchterung, der Minna noch aus den preußi-

schen Erlassen während der Leipziger Besetzung 1761 im Ohr klang, da war die so sattsam vertraute Argumentationslogik, die staatliche Zwangsmaßnahmen als Notwendigkeit ausgab, von den Untertanen geforderte Zustimmung als Vernunft bezeichnete und jede Form der Weigerung sofort in die Nähe eines kriminellen Tatbestandes rückte. Das Heimtückische solcher Begründungen lag in der beständigen Aufforderung zu Selbstzensur und Schuldgefühl, so daß im Falle des Nichteinverständnisses die von seiten der Obrigkeit und ihrer Handlanger zu erwartenden Zwangsmaßnahmen sogar als selbstverschuldet begriffen werden mußten: Wer sich nicht selbst bescheiden konnte, der durfte sich eben nicht wundern, wenn er sich verdächtig machte.

Vor allem kaschierten solche Verordnungen das Interesse desjenigen, in dessen Namen sie erlassen worden waren: Notwendigkeit und Vernunft, schön und gut, aber zu wessen Gunsten? Der Sächsin Minna war die Sprache nur zu frisch in Erinnerung, in die sich die preußischen Durchführungsbestimmungen zu kleiden pflegten, wenn es um die Ausplünderung ihrer Heimat und die Unterdrückung ihrer Landsleute ging. Sie hatte die Servilität preußischer Beamter und Offiziere oft genug erleben müssen, die die Härte und Unmenschlichkeit, die Friedrich II. noch kurz vor Kriegsende von ihnen verlangte, durch den Hinweis, sie seien »durch königliche Befehle gedrängt« worden, zu rechtfertigen wußten, und die die geforderten Maßnahmen zwar entschuldigungsheischend, aber ohne Murren durchführten, als es darum ging, die Sächsischen Stände und die Leipziger Bürgerschaft zu schnelleren Lieferungen an Korn, Mehl, Vieh und Bargeld zu pressen. Ihr Freund Johann Wilhelm von Archenholtz, der als preußischer Offizier den Krieg selbst mitgemacht und den sie nach der Belagerung Dresdens 1760 als Fünfzehnjährigen kennengelernt hatte, wußte ihr allerdings auch von General Graf Lottum zu berichten, der sich in Zwickau den Befehlen seines Königs nicht völlig

bequemte und Milde gegenüber der Bevölkerung zeigte. Er hatte sie auch mit dem hübschen und wohlgebauten Major Dyherrn bekanntgemacht, einem Offizier, der sich vom König für die Versuche schurigeln lassen mußte, die sächsische Bevölkerung mit Kontributionseintreibungen weniger kujoniert zu haben, als ihm befohlen worden war. Das hatte sie sehr für diesen Mann eingenommen: Er erinnerte sie an ihren Tellheim.

Auf der langen Reise von Thüringen über Dresden nach Berlin war ihr allerdings auch deutlich geworden, daß es den preußischen Bauern und Bürgern nicht wesentlich besser ging als den sächsischen. Preußen war ebenso verwüstet wie Sachsen, und es war schwierig, selbst gegen gutes Geld genügend wohlschmeckendes Essen und angemessene Unterkunft zu finden. Denn das Land war ausgepumpt, Hunger, Seuchen und Gram hatten viele Einwohner hinweggerafft, andere wanderten aus. Friedrich II. schilderte den Zustand so:

Man muß sich vorstellen, daß ganze Landschaften verwüstet waren, wo man kaum noch die Spuren der alten Wohnungen entdeckte, Städte, in denen kein Stein mehr auf dem anderen lag, andere zur Hälfte vom Feuer verzehrt, 13 000 Häuser, von denen keine Spuren übrig blieben, die Äcker ohne Saat, die Bewohner ohne Brotgetreide, ein Verlust von 60 000 Pferden bei den Landwirten und gegen 1757 eine Verminderung der Bevölkerung um 500 000 Seelen, was viel ist bei einer Bevölkerung von 4 500 000 Seelen.

Auch die schön geputzte und gepuderte Armee hatte den Mythos ihrer Unbesiegbarkeit verloren. Sieben ausgedehnte Feldzüge, in denen sie sich siebzehn großen Linienschlachten und fast ebenso vielen Scharmützeln außerhalb der Reihe stellen mußte, dazu drei Belagerungen und fünf Festungsverteidigungen, ohne die Angriffe auf feindliche Winterquartiere und ähnliche Unternehmungen zu rechnen, hatten das Heer völlig heruntergebracht. Ein großer Teil der besten Offiziere und altgedienten Soldaten war umgekommen. Allein in der Schlacht von Prag am 6. Mai 1757, die von neun

Uhr morgens bis acht Uhr abends dauerte, wurden 20 000 Soldaten und Offiziere niedergemetzelt, sechs Wochen später, nach der Schlacht von Kolin, müssen 11 000 Tote vom Schlachtfeld getragen werden.

Minna erinnerte sich daran, daß ihr Vater von den hohen Verlusten des preußischen Adels berichtet hatte: So waren von den dreiundzwanzig Personen männlichen Geschlechts im dienstfähigen Alter der Familie von Belling, mit der die Barnhelms befreundet waren, niemand übriggeblieben: sie bestand nur noch aus Greisen und Kindern, die nicht dienen konnten, und Minna hatte in den offiziellen Verlautbarungen nach Friedensschluß gelesen, daß Friedrich II. seine Verluste auf 1 500 Offiziere und 180 000 Mann veranschlagte.

Das Ende der Überprüfung riß Minna aus ihren Gedanken. Für ihren Kalender hatte sie eine Quittung erhalten, die Reisetasche war wieder aufgeladen, und der Invalide hatte dem Kutscher den Weg zum Hotel erklärt. Berlins zweiundvierzig Gasthäuser waren vom Polizeidirektorium in drei Klassen eingeteilt worden, darunter acht erstklassige, zu denen auch der »König von Portugal« in der Burgstraße gehörte, in dem Minna auf Anraten ihres Oheims Vorbestellungen hatte vornehmen lassen. Er lag an der Rückseite des Schlosses direkt an der Spree und war etwas ruhiger als die »Stadt Paris« in der Brüderstraße, weil der Lärm der öffentlichen Mietskutschen, die dort auf dem Schloßplatz vom frühen Morgen bis zum späten Abend an- und abfahren, hier nicht so hörbar war. Außerdem wurde man von dem Geschrei der Wachablösungsbefehle und den stündlichen Hornsignalen der Nachtwächter nicht so stark gestört: Der »König von Portugal« war in dieser Großstadt von 120 000 Einwohnern ihr Standquartier, von dem aus sie die Suche nach Tellheim beginnen würde.

Der Soldat hob den Schlagbaum und Minna fuhr über das »Rondell« auf die breite baumbestandene Lindenstraße in Richtung Dönhoffplatz. Zu ihrer Linken blickte sie in die

schnurgeraden, einander rechtwinklig kreuzenden Straßen des Neubaugebiets Friedrichsstadt mit seinen weiträumigen Plätzen und den schnell emporwachsenden Palästen und Ehrenhöfen im Stil des französischen Klassizismus. Hier wohnten die reichen und gebildeten Refugiés, die Böhmen und die zahlreichen, aus aller Welt zugewanderten Manufacturiers, in diesem Viertel residierten des Königs Offiziere, seine Geheimräte und Geheimsekretäre.

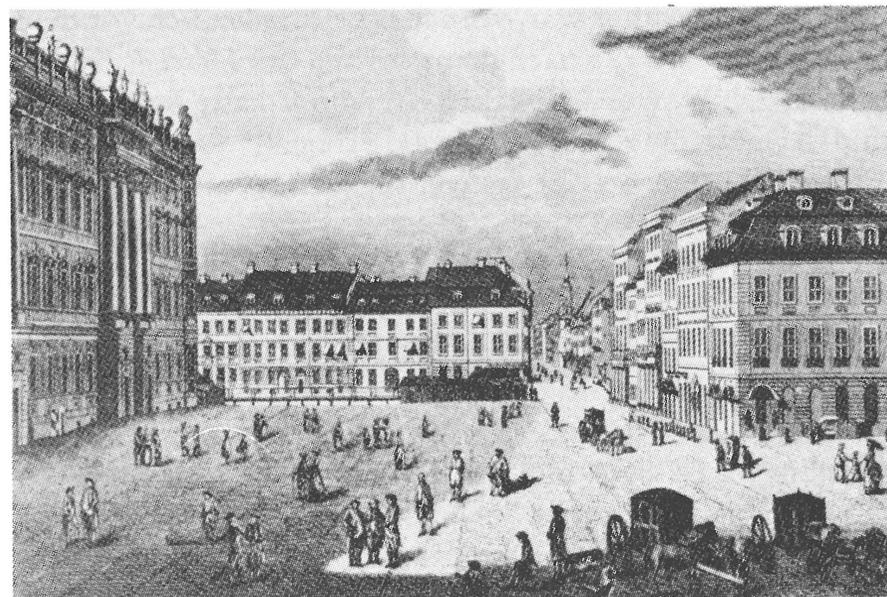
Zu Minnas Rechten dehnte sich bis an die Spree hin bebautes Ackerland, Kornfelder wechselten mit Kartoffel- und Rübenäckern ab. Der dörfliche Charakter bestimmte zum Teil noch die gesamte Residenz, in der prächtige bürgerliche Gebäude mit kleinen Handwerkshäusern in großen Gärten und bäuerlichen Kleinbetrieben abwechselten, und verlor sich erst, als die Kutsche über den Spittelmarkt in die Breite Straße einbog und vorbei an den Kontoren der privilegierten Handelsleute, der Bankiers und Spediteure, dem »Königlichen Adreßcomptoir« und der Voßischen Buchhandlung, vorbei an Spezerei- und Tuchgeschäften, an Weinhäusern und Hotels direkt auf das Königliche Stadtschloß zufuhr. Dieser Palast, den Andreas Schlüter im Geschmack des italienischen Barock umgebaut hatte, beherrschte mit seiner wuchtigen Fassade und seiner Kuppel die Innenstadt. Er beherbergte die gesamte preußische Administration: Hier tagten jeden Montag morgen die wirklichen geheimen Staatsminister, hier war das Generaldirektorium und seine Kanzleien untergebracht, hier hatten die Hofstaatskasse und die Generalkriegskasse, an die Tellheim Ansprüche erhob, ihre Büros.

Auf dem Platz vor dem Schloß stehen die Mietskutschen, die jede eine große Nummer tragen und die beim Polizeiministerium registriert sind. Eine Fahrt vom Halleschen Tor bis zum Schloß kostet fünf Groschen. Was Minnas besondere Aufmerksamkeit erregt, sind die vielen Soldaten, die nicht nur diesen Platz bevölkern. In allen Straßen der Hauptstadt

ist die Garnison von 20 000 Mann mit Wachlokalen, Posten und flanierenden Offizieren stets gegenwärtig, die Stadt ist sauber in Regimentsbezirke abgeteilt, jede Einheit hat Exerzierplatz und Hauptwache, leistet Objekt- und Personenschutz und kontrolliert zugleich einen Abschnitt der Mauer. Die meisten der einfachen Soldaten sehen ziemlich heruntergekommen aus, sie arbeiten in ihren schäbigen Uniformen als Bauhandwerker, im Transportgewerbe und schlagen sich als fliegende Händler durch. »Sie putzen die Schuhe, waschen, flicken, kuppeln und tun alles, was anderswo die alten Weiber tun.«

Überhaupt ist die Stimmung in der Stadt gedrückt. Tagesgespräch sind die Bankrotte, die täglich größeren Umfang annehmen. Seit Wochen kämpfen Bankiers und Kaufleute um die Bewältigung einer riesigen Finanzkrise, aber die Zusammenbrüche lassen sich nicht aufhalten. Die kriegsgewinnlerischen Unternehmer sind jetzt nach dem Friedensschluß durch Inflation und Absatzstockung be-

Berlin: Schloßplatz im Jahre 1781, im Hintergrund die Burgstraße

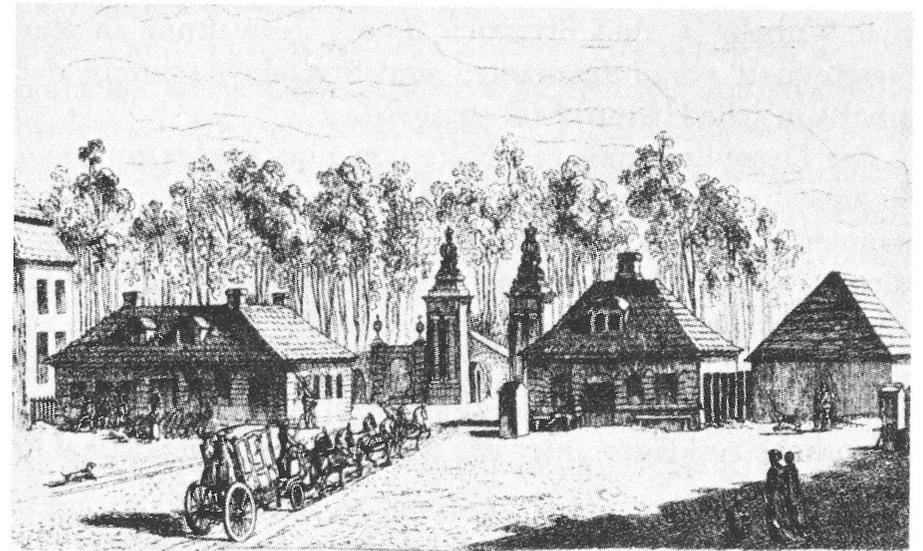


droht, Produktionseinschränkungen im Seiden- und Wollgewerbe zwingen Meister und Gesellen, die Stadt zu verlassen, die Arbeitslosigkeit steigt. Dabei haben nicht nur die Preise für Nahrungsmittel eine schwindelnde Höhe erreicht, sondern Lebensmittel sind auch ganz allgemein derart knapp geworden, daß es in der letzten Woche zu Schlägereien vor einzelnen Geschäften gekommen ist: Minna wird erst morgen früh die langen Schlangen vor den Bäckerläden sehen.

Vorbei an den schönen dreistöckigen Bürgerhäusern gegenüber dem Schloß fuhr die Kutsche jetzt über die Lange Brücke und bog dann links in die breite Burgstraße ein, die unmittelbar an der Spree entlangführte. Zu ihrer Linken auf der anderen Seite des Flusses sah sie die Seitenfront des Schlosses und den Dom im großen Lustgarten, wo die Bürger spazieren gingen, die Soldaten exerzierten, wo im März die Freikorps aufgelöst und deren Offiziere, darunter Tellheim, entlassen worden waren. Die Kutsche fuhr an der Königlichen Ritterakademie, dem berühmten Joachimsthaler Gymnasium und am prächtigen Haus des jüdischen Münzentrepreneurs Daniel Itzig, das für die Haussynagoge und das Bad bekannt war, vorbei, bis sie schließlich vor dem Haus Nr. 9, das 1724 nach dem Vorbild des *Hôtel de Soubise* in Paris gebaut worden war, hielt: Minna hatte ihre Unterkunft, den »König von Portugal«, erreicht.

Ihre Zimmer lagen im ersten Stock nach vorn heraus. Sie waren nicht billig: »Für ein Apartement von vier Zimmern, dafern eine Herrschaft mit ihrem Gefolge solche alle viere verlangt, für Tag und Nacht 2 thl.«, stand auf dem Preisschild, das bei fünf Talern Strafe in jedem Zimmer der Berliner Gasthäuser angeschlagen sein mußte. Als Minna ans Fenster trat, sah sie in der Dämmerung noch regen Schiffsverkehr, nach links hin das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten von Andreas Schlüter und dahinter das Schleusenwerk des Mühlendamms. Gegenüber lag das Schloß mit seinem »grünen Hut«, die Mietskutschen ratterten über das

holprige Pflaster der Durchgangsstraße zurück zu ihrem Standplatz vor dem Schloß: Eine ruhige Nacht würde es trotz der guten Lage des Hotels in dieser »verzweifelten großen Stadt« doch nicht werden, da mußte sie ihrer Zofe Franziska Recht geben.



Die Wache am Brandenburger Tor 1764

»DIE POLIZEI WILL ALLES, ALLES WISSEN«: SPITZELDIENTSTE

Soll die bürokratische Diszipliniermaschine, mit der Minna am Schlagbaum Bekanntschaft gemacht hat, auch funktionieren, dann darf kein Sand ins Getriebe geraten: Man muß also die Dreckspatzen kennen. Gegen Insubordination und Eigenwilligkeit sicherte sich die Krone doppelt: durch allgemeine Kontrolle und gegenseitige Überwachung. Es gehörte zur königlichen Taktik, durch Drohungen und Gunstbezeugungen jeden gegen jeden auszuspielen und sich durch heimlich zugetragene Nachrichten ein absolutes Informationsmonopol zu schaffen. Die königliche Verwaltung glich einem »Treibhaus, in dem Unstimmigkeiten, Mißtrauen, Feindseligkeit und heimtückische Intrigen reichlich Blüten trieben, und bei dem Versuch, menschliche Schwäche in dynastischen Gewinn umzumünzen, verwandelten Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. die Verwaltung in eine Gesellschaft von Informanten und Spitzeln«, schreibt der amerikanische Historiker Rosenberg.

Die Disziplinierung mit Hilfe von Einschüchterung und Repressalien bekam zusätzlichen Auftrieb durch die sogenannten »Fiskale«. Diese Männer waren zwar Staatsjuristen, dienten aber auch als berufsmäßige Dienst-Spione in jeder Abteilung der zentralen und provinziellen Verwaltung. Sie bildeten eine eigenständige, kleine bürokratische Hierarchie und arbeiteten gleichzeitig als Verwaltungspolizei und als öffentliche Ankläger unter der Aufsicht des Generalfiskal in Berlin:

Sie beziehen zum großen Theil kein festes Gehalt, sondern nur eine Quote der in Folge ihrer Anzeigen verhängten Strafen. Ihre

Thätigkeit im einzelnen zu beschreiben ist unmöglich; es giebt keinen Zweig des öffentlichen Dienstes, kein Gebiet des bürgerlichen Lebens, wo sie nicht gelegentlich mit ihrem Spüreifer eindringen: sie sind die überall thätigen Aufpasser im Interesse der monarchischen Staatsgewalt; sie haben das Verhalten der Beamten zu überwachen wie das tägliche Leben der bürgerlichen Gesellschaft. Alle Unregelmäßigkeiten, alle Verstöße gegen die königlichen Verordnungen und gegen Recht und Gesetz überhaupt haben sie zur Anzeige zu bringen; ganz besonders auch alles, was gegen das fiscalische Interesse verstößt. Sie stellen eine supplementäre Controlgewalt dar, die in alle noch etwa vorhandenen Ritzen dringt.

So das Urteil des Historikers Otto Hintze in der Einleitung zum 6. Band der *Acta Borussica, Behördenorganisation*.

Dieses beeindruckende Aufgebot an Kontrollen hatte Angst vor Erniedrigung, Degradation und schlimmeren Züchtigungen zur Folge. Die Strafen, die sich von einfachen Verweisen und leichten Demütigungen unterschieden, waren vielfältiger Natur: sie reichten von einer Minderung der zeitweiligen oder dauernden Aufstiegschancen und Versetzungen in ungeliebte Positionen, von Geldbußen und Gehaltskürzungen bis zur Entlassung und Gefängnisstrafe mit oder ohne Bewährung.

Was in den höchsten Verwaltungsspitzen recht, mußte im einfachen bürgerlichen Leben billig sein: der Informations hunger der Krone war unersättlich. Überwacht wurde jeder und alles; denn der Merkantilstaat lebte von Warenzöllen, und das Kontrollnetz an den Grenzen war deswegen besonders dicht. Vor allem wollte man bei Hofe wissen, wer im Lande herumreiste und zu welchem Zweck. Die angekommenen Fremden zu Berlin wurden namentlich erfaßt und die Fremdenlisten Friedrich II. umgehend vorgelegt. Deswegen hatte Johann Sebastian Bach, als er 1747 in Berlin eintraf, nicht einmal Zeit, das Reisekleid mit seinem schwarzen Kantorrock zu vertauschen: Dem König wurde, als er seine Flöte zurechtmachte und seine Musiker schon versammelt waren, »durch einen Offizier der geschriebene Rapport von

angekommenen Fremden gebracht. Mit der Flöte in der Hand übersah er das Papier, drehte sich aber sogleich zu den versammelten Kapellisten und sagte mit einer Art von Unruhe: Meine Herren, der alte Bach ist gekommen! Die Flöte wurde hierauf weggelegt und der alte Bach, der in der Wohnung seines Sohnes abgetreten war, sogleich auf das Schloß beordert«.

Friedrich II. hatte bald nach seinem Amtsantritt einen der fünf Bürgermeister Berlins, Karl David Kircheisen, zum *Maître de Police* gemacht und mit der Reform des Polizeiwesens beauftragt. Die Stadt wurde in vierundzwanzig Quartiere eingeteilt und für jedes Quartier ein *Commissaire de quartier in den königlichen Residenzien* bestellt, der die Aufsicht zu führen hatte. Aus Mangel an qualifizierten Beamten und auch wegen der geringfügigen Bezahlung wurden dazu außer abgedankten Unteroffizieren auch Handwerker, Barbieri oder Gastwirte angestellt, die gegen fünfzig Taler »Tractament« insbesondere auf »Handel, Wandel und Handtierung eines jeden Einwohners Acht geben und Leute von übler Aufführung, liederliches Gesindel und Bettler zur verdienten Strafe anzeigen sollten«. Es wurde von ihnen erwartet, daß sie die Einwohner ihres Quartiers kannten und neuzuziehende dem Polizeidirektor meldeten: Meldezwang bestand sowieso für alle Einwohner.

»Aus den öffentlichen Gasthäusern werden die Fremden dem Polizei-Director direct gemeldet.« Deswegen waren die Wirte ideale Einflüsterer der Krone und ihrer Bürokratie. Sie konnten leicht ein Auge auf das Treiben ihrer Gäste haben und waren im übrigen angewiesen, wie Nicolai uns mitteilt, »dem Fremden, bey seiner Ankunft, sogleich mit Bescheidenheit [zu] eröffnen, wie derselbe bey 50 Rthl. Strafe und drüber, keinen fremden Namen angeben dürfe«. Es sind »die weisen Verordnungen unserer Polizei«, von denen der Wirt in Lessings *Minna von Barnhelm* spricht, und er sagt die Wahrheit, wenn er Minna erklärt, daß er angewiesen sei,

»keinen Fremden, wes Standes und Geschlechts er auch sei, vierundzwanzig Stunden zu behausen, ohne seinen Namen, Heimat, Charakter, hiesige Geschäfte, vermutliche Dauer des Aufenthalts und so weiter gehörigen Orts schriftlich einzureichen« (II, 2). Minna selbst ist sich über die Tragweite der Aussagen nicht ganz klar und sie nimmt Franziskas leichtfertigen Scherz zum Anlaß, die Verantwortung ihrem Onkel zuzuschieben: »Er wird auf Ihre Fragen besser antworten können. Er wird wissen, wem und wie weit er sich zu entdecken hat; was er von seinen Geschäften anzeigen muß und was er davon verschweigen darf«. Sich nicht festlegen, alles offenlassen, wer weiß, was der Wirt von mir will: das laß lieber die Leute ausbaden, die sich auskennen. Der Wirt läßt sich durch Franziskas Übermut nicht aus der Ruhe bringen, als königlicher Spitzel kann er die Polizei als Autorität vorschieben, hinter der er mit seiner »Wenigkeit« scheinbar völlig verschwindet. Minnas Unsicherheit in dieser ungewohnten Situation macht sie mißtrauisch, das Verfahren flößt ihr Verdacht ein: »Ich glaube, Franziska, wir werden vernommen«.

Verdacht schöpft auch ein Reisender wie Johann Caspar Riesbeck, der sich das Berliner Wirtshaus, in dem er abgestiegen war, nicht länger zumuten wollte:

Der Wirt machte Bücklinge über Bücklinge und tat so geschäftig um mich, daß ich gleich in der ersten Minute Verdacht schöpfte. Den zweiten Tag war ich Gast zu Mittag in einem Haus, an welches ich von Dresden aus adressiert war, und abends machte mein Herr Wirt schon seine Bemerkungen darüber.

Überhaupt scheinen die hiesigen Wirte ein ganz eigener Schlag Leute zu sein. Sie sind alle kriechend höflich, zudringlich bis zum Ekel, grob, wenn sie einen finden, der sich nicht von ihnen beschneiden läßt, lästig durch eine Menge Querfragen, von denen Du gar keine Absicht erraten kannst, und wenn sie auch gleich keine Mädchen im Hause haben, so machen sie doch kein Geheimnis daraus, daß sie die Fremden mit diesem Artikel reichlich bedienen können. Sie haben ihre Listen, worauf die schöne Jugend der ganzen Nachbarschaft nach den verschiedenen Preisen sortiert ist, und der

Hausknecht ist immer bereit, die Ware herbeizuschaffen, die sich der Fremde auszusuchen beliebt. Mein Hausherr, der Kriegsrat, versicherte mir, daß unter den hiesigen zwanzig Wirten kaum einer wäre, der sich mit diesem Nebenhandel nicht abgebe.

Das paßt gut zusammen: Die Wirte sind von der Krone gehalten, Rapport über ihre Kundschaft zu geben, und das möglichst umfassend, genau und schnell. Dafür sind Nebengeschäfte erlaubt, etwa Zuhälterei; Wirte haben mit bestimmten Mädchen besondere Verträge, vermieten sie an »Zelibatärs« und Offiziere. Riesbeck berichtet uns von durchaus zufriedenen Kunden:

Man hat selten ein Beispiel, daß dieser Kontrakt von dem Mädchen gebrochen wird. Es bleibt gemeiniglich während der bedungenen Zeit seinem Käufer getreu. Es faßt auch zu demselben eine gewisse Anhänglichkeit und einen wahren Diensteifer, den man von Kreaturen seiner Art an anderen Orten nicht erwartet. Ich habe einige Bekannte hier, die sich mit solchen Mädchen verbunden haben und, wenn sie unpäßlich sind, sehr regelmäßig von denselben besucht und bedient werden. Da die meisten derjenigen, die nicht aus den Höhlen sind, worin sich die Grenadiere herumtummeln, etwas Lektüre und Erziehung haben, so sind sie keine schlechten Trösterinnen und Aufwärterinnen am Krankenbette. Beispiele von der Art beweisen offenbar, daß die Maßregeln der hiesigen Polizei der Natur angemessener und weiser sind, als jene in anderen Städten, wo die ins Dunkel verscheuchte Wollust alle gesellschaftlichen Bande trennt und immer von der Raubgier begleitet wird.

Wenn man diese Verhältnisse kennt, dann fällt neues Licht auf ein Gespräch zwischen Paul Werner, dem Wirt und Franziska, das dem Zuschauer sonst ziemlich unsinnig erscheinen muß. Als Werner Franziska zum ersten Mal trifft (III, 4), überrascht er sie zusammen mit dem Wirt, hört nur noch, daß es um Geld geht und daß Franziska antwortet: »Alles das wird sich finden, Herr Wirt«. Für ihn ist der Verdacht nicht abwegig, daß die junge Zofe sich bereits in Kuppelgeschäfte hat hineinziehen lassen. Werners Reaktion: »Erschrecke sie nicht! - Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, ich sehe, Sie ist hübsch und ist wohl gar fremd - Und

hübsche fremde Leute müssen gewarnet werden«. Der Wirt versteht natürlich sofort, weswegen sich Werner an Franziska wendet und versucht, sich in einen zweideutigen Witz zu retten: »Ich gefährlich? - ich? - So vor zwanzig Jahren war was dran, aber jetzt -«. Doch diese Ausflucht bringt den Wirt nicht weit. Werner gibt keinen Pardon und macht klar, daß er mit seiner Warnung eine Gefährdung ganz anderer Art im Auge hatte: »Frauenzimmerchen, so viel Verstand wird Sie mir wohl zutrauen, daß ich von *der* Gefährlichkeit nicht rede«.

Franziska kommt in dieser Szene nicht mehr zu Wort. Sie mag Paul Werners Warnung verstanden haben oder nicht, das ist für den weiteren Verlauf auch neben der Sache. Mit dieser Szene hat Lessing ein Publikum im Auge, das seine Pappenheimer kennt und das an der Entlarvung des Wirts durch Werner seinen Spaß hat.

»Die Wirte müssen dem König mit ihrem Kopf für die Sicherheit ihrer Gäste haften«: So der Bericht Baron Scherzers an den Wiener Polizeiminister von Pergen über seine Erfahrungen in Berlin 1768. Dieser Satz erklärt uns leicht, warum Tellheim so erkleckliche Summen in unverschlossenen Schubladen hat liegenlassen können: Das friderizianische Überwachungs- und Spitzelsystem machte die Wirtshäuser in Berlin aufgrund der drohenden Sanktionen sicher. Die Verantwortlichkeit für den Gast und seine Habe war in den Wirt gesetzt, der dafür mit klingender Informationsmünze bezahlte: So schützte er und war auch geschützt. Baron Scherzer, der seinem Minister »diese schätzbaren Notizen zur Verwerthung für heimisches Spitzelthum und Vertrautenwesen mittheilt« (so die Charakterisierung von Erich Schmidt) schreibt:

Anno 1768 war ich in Berlin und wurde sehr vertraut mit Jemanden, der bei der kgl. geheimen Polizei angestellt war. Dieser eröffnete mir im Vertrauen, daß des Königs allerbeste geheime Spionen in den großen Städten die Würthe, Traiteurs und Eigen-

thümer der Hotels garnis wären, für welche der König zum Theil ganz, zum Theil die Helfte des Zünßes bezahle, und wenn sie sonach etwas Wichtiges entdecken, ihnen nebst diesen noch eine angemessene Belohnung ertheilt, durch welche Einrichtung in diesen Häußern allen Fremden ihr Haab und Gut sicher und heylig ist, da die Würthe dem König mit ihrem Kopf dafür haften müssen, dahero auch von keinem Diebstahl in diesen Häußern etwas zu hören ist. Für das aber, daß der König für diese Würthe den Zünß zahlet, sind sie verbunden, von allen Zusammenkünften, Gesprächen und sogar - wenn Jemand bei ihnen wohnt, der dem Staat verdächtig scheint - von seinen bey sich habenden Briefschafften täglich einen verlässlichen Prothocoll-Auszug der Geheimen Polizei einzuschicken, wodurch Friedrich d. Gr. weit verlässlicher als durch die Wiener Tagzetteln täglich erfahren hat, wer in seinen Hauptstädten angekommen und was allda seine Beschäftigung seye.

»EIN VERSUCH UND KEINE BESTIMMUNG«: LESSING IM KRIEGE

Am 29. August 1756, ohne daß jemand mit einer so schnellen Eröffnung des Krieges gerechnet hätte, fiel Friedrich II. mit einer Armee von 60 000 gut gedrillten Leuten in Sachsen ein. In Dresden ließ er die Originalberichte über verräterische Verhandlungen des Königs von Polen mit Österreich kassieren, durch deren Veröffentlichung er den begonnenen Krieg zu rechtfertigen suchte, er ließ Torgau befestigen und rückte mit den Truppen auf Pirna zu, in dessen Nähe das sächsische Heer, ungefähr 14 000 Mann, ein Lager bezogen hatte, in dem es bald darauf kapitulieren mußte. Die österreichische Armee unter Browne brach aus Böhmen zum Entsatz auf; unweit von Lobositz trafen die Heere am 1. Oktober 1756 zusammen, die Österreicher wurden geschlagen. Für Friedrich II. ein vielversprechender Anfang, für Lessing das Ende einer hoffnungsvollen Unternehmung. Denn an diesem Tage schreibt er an Moses Mendelssohn in Berlin: »Liebster Freund! ja freilich bin ich, leider, wieder in Leipzig. Dank sei dem Könige von Preussen!«

Mit Verbitterung berichtet Lessing vom Abbruch einer Reise, auf die er große Hoffnungen gesetzt hatte und die ihn für drei Jahre hätte ins Brot setzen sollen: Ein unabhängiger Leipziger Kaufmann, Gottfried Winkler, Besitzer des stattlichen Hauses »Zur Feuerkugel«, hatte ihn als Reisebegleiter engagiert:

Ich werde nämlich nicht als ein Hofmeister, nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knabens, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermö-

gen, noch an Willen fehlt, mir die Reise so nützlich und angenehm zu machen, als ich mir sie nur selbst werde machen wollen . . . Er ist geneigt, mir alle Einrichtung zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir, als ich mit ihm gereiset sein.

Am 10. Mai 1756 war man aufgebrochen. Von Amsterdam aus, wo die beiden im Juli ankamen, sollte es nach England weitergehen. Da trifft die Hiobsbotschaft vom Ausbruch des Krieges, von der Besetzung Leipzigs ein. Winkler, dem um seine Besitztümer angst und bange wird, gibt den Reiseplan sofort auf und treibt zur Rückkehr. Er ist von der allgemeinen Kalamität noch besonders dadurch getroffen, daß der preußische Kommandant von Leipzig, General von Hausen, sein Haus zum Quartier genommen hat. Lessing glaubt zu diesem Zeitpunkt noch, sie würden wohl nur den Winter 1756/57 in Leipzig bleiben müssen. Aber aus der Fortsetzung der Reise wird nichts, Winkler nimmt die erste sich bietende Gelegenheit wahr, mit ihm zu brechen.

Der vorgeschobene Grund: Lessings Preußenfreundlichkeit. Und schon jetzt spielen die Kontributionen eine Rolle, die später dem Major Tellheim so zu schaffen machen:

An dem Tische, wo sie in Leipzig beide aßen, speiseten viele Kaufleute mit, unter denen natürlich Klagen über die preußischen Kriegsforderungen und Erbitterung über den Sieger an der Tagesordnung waren. Lessing, der freilich keine Contributionen zu erlegen hatte . . . spielte darin häufig den Widerpart, wie wohl er immer gern that, und daß er es mit Witz und Laune that, erbitterte die Philister.

In diese Runde brachte Lessing preußische Offiziere mit, die sächsische Kaufmannschaft fühlte sich brüskiert und beschwerte sich bei Winkler. Der ließ ihn sausen. Lessing hat dann mit ihm noch einen langwierigen Prozeß um ein paar hundert Taler Entschädigung führen müssen, der erst 1764 zu seinen Gunsten entschieden wurde.

Lessing muß sich in Leipzig einrichten. Hier lernt er den

preußischen Major und Dichter Ewald von Kleist kennen, von dem manche Züge auf Tellheim übergegangen sind. Beide Männer verbindet bald eine innige Freundschaft. Kleist leidet zeitweise unter starken Depressionen, er ist ein Melancholiker, wie man das damals nannte. Oft werfen ihn Krankheiten nieder. Lessing besucht ihn täglich, schreibt an seinem Krankenbett Briefe an Gleim, Nicolai und Mendelssohn. Dabei geht es vornehmlich um die Theorie des bürgerlichen Trauerspiels, um Furcht, Mitleid und Bewunderung: »Die Bestimmung der Tragödie ist diese: sie soll unsere Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmut der aufgelegteste«. Aber auch um den Krieg in literarischer Gestalt. Kleist war zu literarischem Ruhm durch ein »Musterbeispiel jener idyllischen Kleinmalerei und poetischer Bilderjagd gekommen, gegen deren aufgelöste Leblosigkeit Lessing später im ›Laokoon‹ die aktive Rolle der Dichtung wiederhergestellt hat.« Das Gedicht hieß *Der Frühling*. Jetzt schwärmte er, trotz starker innerer Vorbehalte gegen den Militärdienst, für Friedrich II. und schickt am 7. Mai 1757 eine *Ode an die preußische Armee* an Ludwig Gleim zur Begutachtung. Gleim wiederum schlägt Lessing vor, doch auch eine Ode zum Ruhme Friedrichs beizusteuern. Lessing ironisiert das Ansinnen, redet von einer Aufgabe, zu der er sich nicht versteigen möchte, liefert dann aber doch den ausführlichen Plan zu einem Rollengedicht, in dem Gleim selbst das Lob des Königs übernimmt: »Was hält Dich noch? Singe ihn, Deinen König! Deinen tapfern, doch menschlichen; Deinen schlauen, doch edeldenkenden Friedrich!«.

Am 14. Juni 1757 nimmt Lessing Bezug auf Gleims *Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier*, zitiert den Schlachtgesang bei der Eröffnung des Feldzuges 1757 ganz, kritisiert gewisse Passagen, sammelt später (zusammen mit Kleist) die Gleimschen Gedichte,

die zuerst in Einblattdrucken erschienen, gibt sie mit einer Vorrede heraus und sorgt dafür, daß Exemplare an verschiedene Regimenter geschickt werden: »Wissen Sie, daß das Hausische Regiment bereits einen Marsch daraus hat?«.

Selbstverständlich verherrlicht Lessing nicht den Krieg an sich. Aber die Erfolge der beiden ersten Jahre, die Siege bei Lobositz, Pirna und Prag brachten Friedrich viel Bewunderung ein, diese fragwürdige Bewunderung für den starken Mann, der seinen Wünschen folgt und der sie auch durchsetzt. Die deutsche Literatur hatte endlich einen modernen Helden, einen würdigen Gegenstand, Gleim selbst konnte den »unaufhörlichen Fluß von geselligen Liedern und Fabeln, von Romanzen, Idyllen und salzlosen Epigrammen« (Mehring) unterbrechen und eine kräftigere, volkstümlichere, realistischere Tonart anschlagen. In der Vorrede zu den *Preußischen Kriegsliedern* hält Lessing die Fiktion aufrecht, als sei der Dichter ein einfacher Grenadier und das Dichtwerk mitten im Kampfgetümmel entstanden: »Ein gemeiner Soldat, dem eben so viel Heldenmut als poetisches Genie zu Teil geworden.« Und Gleim hat in der Tat viel Gegenständliches und manches Detail aus den Briefen übernommen, die Kleist ihm aus Leipzig geschrieben und in denen er über seine Kriegserfahrungen berichtet hatte: »Eben dieses Kleistsche Stimmungselement mußte Lessings Wohlgefallen erregen«.

Kleists Briefe aus der Zeit seiner Leipziger Stationierung und seiner Freundschaft mit Lessing geben uns einen lebendigen Eindruck von den Ereignissen und den Nachrichten, die die Besatzung der Festung und ihre Bürgerschaft damals in Atem hielten und die auch zu Lessings täglichem Leben gehörten. Da sind zuerst einmal die Kontributionen, von denen unser preußischer Major wünscht, daß die Leipziger Kaufmannschaft sie schnell bezahlt und nicht zu sehr darum handelt (»Die verdammten Wucherer, daß sie sie nicht schon längst bezahlt haben«), damit sein Regiment weiterziehen kann. Da hören wir Genaueres über die Verluste der preußi-

schen Armee, die aber den guten Kleist nicht von seiner Begierde abbringen können, möglichst bald das Leben »hinter den Mauern« mit dem an der Front zu vertauschen:

Leipzig den 16ten July 57.

Neulich hab' ich einen Brief von meinem gewesenen Lieutenant erhalten, worin er mir schreibt, daß er selbst achtmal blessirt ist; daß von meiner ehemaligen Compagnie nur noch 13 gesunde Leute übrig sind. Einer von den jüngsten Capitains commandirt jetzt das Regiment, weil keiner von den Majors mehr übrig ist. Seit dem Anfange dieses Jahres sind bey diesem Einem Regimente 4 Majors todt geschossen und 3 verwundet; von letzteren sind 2 gefangen. Das Regiment hat viel Ehre eingelegt; allein es sind nur noch 214 Mann davon übrig, so daß also nicht Viel von der erworbenen Ehre was wissen.

Im September 1757 droht eine Blockade der Stadt, Friedrich II. lagert mit 20 000 Mann »nur wenige Stunden von hier und geht den Franzosen nach Erfurt entgegen«. Kleist muß sich um Proviantierung und die Gefangenen kümmern, für Einquartierung sorgen und wird schließlich zum Chef des Feldlazarets berufen. Für die Schlacht bei Lützen werden die Vorbereitungen getroffen, Schlacht bei Weissenfels, Schlacht bei Breslau, Einnahme von Liegnitz. Kleist wird Vertrauter des Prinzen Heinrich und bekommt nun die Informationen aus erster Hand:

Leipzig den 8ten November 57.

Ich hätte Ihnen schon längst Nachricht von unserm erfochtenen glorreichen Siege über die Franzosen bey Weissenfels gegeben, wenn ich nicht mit mehreren 100 Wagen wäre commandirt worden, die Blessirten von Merseburg abzuholen. Ich habe heute 1200 Mann verwundete Feinde, und 329 Mann von uns hierher in's Lazareth gebracht. - Unser Prinz Heinrich ist in die Brust an der rechten Seite verwundet; die matte Kugel ist an einer Rippe abgeprallt, und hat nur das Fleisch weggerissen. - Herr Lessing grüßt Sie; er sagt: der Grenadier könnte nun wohl einmal ein lustig Stückchen singen.

Am 27. November 1757 freudiger Siegesbericht und melancholische Verdrießlichkeit über die persönliche Lage:

Wir haben gesiegt, mein liebster Freund, wir haben gesiegt! Der

Prinz von Bevern hat mit 21 000 die 93 000 Österreicher den 21sten *huj.* totaliter geschlagen! - Nun wird alles gut gehen, der Himmel steht der gerechten Sache bey! Aber ich bin untröstlich, daß ich *hier* seyn muß; komme ich zu nichts rechtem in diesem Kriege, so nehme ich gleich nach dem Kriege den Abschied, und gehe Kohl zu pflanzen. Ich habe so viel Ehre, wie alle die, die besser geachtet werden, als ich, und muß hinter der Mauer sitzen! -

Der Brief vom 31. Dezember 1757 beginnt enthusiastisch: »Wie unvergleichlich geht nun alles, liebster Freund!« Kleist weiß von 22 000 gesunden Gefangenen und 200 erbeuteten Kanonen zu berichten, erzählt, »daß die Österreicher in einem erbärmlichen Zustand liefen, ohne Schuh, Kleidung und Brot; daß sie die Bauern um Gotteswillen bäten, sie nur zu Gefangenen zu machen, damit sie nicht Hungers stürben. Wenn nun die Franzosen noch einmal rechte Schläge bekommen, so giebt's den Winter Frieden. Ich schäme mich aber vor dem Frieden, den ich aber doch um der Welt willen wünschte.« Mit diesem widersprüchlichen Bekenntnis endet das zweite Kriegsjahr.

Lessing ist in Leipzig zunehmend unruhiger geworden. Ihm wird »Zeit und Weile lang«, der Umgang mit Kleist, Gellert, Christian Felix Weiße, die Beschäftigung mit literarischen Projekten, der Besuch von Konzerten und gemeinsame Ausritte können ihm den »Verdruß über die unvermutete Zurückkunft« nur wenig verringern. Er fühlt sich jetzt »größtenteils verdrießlich«, berichtet den Freunden in Berlin von »lauter Müßiggang und Langerweile«, der Prozeß mit Winkler zieht sich hin, kurze, fiebrige Erkrankungen stören das Wohlbefinden. Lessing zieht es nach Berlin, das im Oktober 1757 eine kurze Besetzung durch russische Truppen dulden muß:

Was für ein unseliges Ding ist doch der Krieg! Machen Sie, daß bald Friede wird, oder nennen Sie mir einen Ort, wo ich die Klagen der Unglücklichen nicht mehr höre. Berlin wird dieser Ort nun auch nicht mehr sein. Vielleicht zwar hat sich alles wieder zum Besten geändert, ehe ich hinkommen kann.

Im Mai 1758 ist es dann soweit. Fast gleichzeitig mit Kleist, der zum Korps des Prinzen Heinrich an die Front zieht, verläßt Lessing Leipzig und kehrt nach Berlin zurück. Die Korrespondenz aus dieser Zeit vermittelt den Eindruck, daß er die Enttäuschung über den Verlust der Reisemöglichkeit mit Winkler nicht so recht hat verschmerzen können, besonders, da sich immer noch keine Aussicht auf eine feste und einträgliche Stellung gefunden hat. Wieder ist er krank, »oder doch sehr verdrießlich; denn der Verdruß ist bei mir eine Krankheit; und ich bin nicht länger gesund, als ich vergnügt bin«.

Im letzten Brief des Jahres 1759 kommt Lessing rückblickend wieder auf die für ihn so bedrückenden Folgen dieses Krieges zu sprechen:



Lessings Freund
Ewald Christian
von Kleist
(1715-1759)

Ich verlor durch diesen unseligen Krieg - (aber tausend andere haben noch weit mehr durch ihn verloren!) die schönste Hoffnung, die ich noch in meinem Leben gehabt hatte; die Hoffnung, Paris, London und Rom zu sehen; und nicht bloß zu sehen, sondern auch einige Zeit daselbst zu leben! Vielleicht habe ich sie auf immer verloren!

Aber es ist nicht allein der Wechsel auf die Zukunft, der wegen des Krieges nicht eingelöst wird. Der Krieg betrog Lessing auch um die Fortsetzung der Freundschaft mit Kleist, der in der Schlacht bei Kunersdorf auf entsetzliche Weise umkam: Am 25. August 1759 teilt Lessing Gleim mit, er wisse, daß Kleist verwundet sei. Aber »er lebt noch, unser liebster Kleist; er hat seinen Wunsch erreicht, er hat geschlagen und sich als einen braven Mann gezeigt«. Am 1. September sieht die Botschaft schon weniger zuversichtlich aus: »Er soll nicht mehr als 6 Wunden haben; der rechtschaffne Mann! Er hat sich an dem unglücklichen Tage außerordentlich hervorgetan . . . und ist so, nebst allen andern schwer Verwundeten, den Russen in die Hände gefallen«. Die Todesnachricht dann doch am 6. September: »Ach, liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist tot. Wir haben ihn gehabt . . . Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da stehet. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann - Sehen Sie; manchmal verleitet mich mein Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angehet. Er hatte drei, vier Wunden schon; warum ging er nicht? Es haben sich Generals mit wenigern, und kleinern Wunden unschimpflich bei Seite gemacht«.

Lessing geht auf die genauen Umstände von Kleists Tod nicht ein. Wie Tausende und Abertausende in diesem Krieg elend zugrunde gehen mußten, aus dem ja auch Tellheim als Verwundeter zurückkommt, das schildert der Bericht über Kleists Ende:

Er griff, unter der Anführung des Generals von Fink, die Rußische Flanke an. Er hatte mit seinem Bataillon bereits drey Batterien erobern helfen, er hatte dabey zwölf starke Kontusionen empfangen,

und war in die beiden ersten Finger der rechten Hand verwundet worden, so daß er den Degen in der linken Hand halten mußte. Sein Posten als Major verband ihn eigentlich hinter der Fronte zu bleiben, aber er bedachte sich nicht einen Augenblick vorzureiten, als er den verwundeten Commandeur des Bataillons nicht mehr erblickte. Er führte sein Bataillon unter einem entsetzlichen Canonenfeuer von Seiten der Feinde gegen die vierte Batterie an. Er rief die Fahnen seines Regiments zu sich, und nahm selbst einen Fahnenjunker beym Arm. Er ward wieder durch eine Kugel in den linken Arm verwundet, so daß er den Degen nicht mehr mit der linken Hand halten konnte, er faßte ihn also wieder in die verwundete rechte Hand mit den beiden letzten Fingern und dem Daumen: er drang weiter, und war nur noch dreißig Schritte weit von dieser letzten Batterie, als ihm durch einen Kartetschenschuß das rechte Bein zerschmettert wurde. Er fiel vom Pferde, und rief seinen Leuten zu: Kinder, verlaßt euren König nicht!

Er suchte mit anderer Beyhülfe zweymal wieder zu Pferde zu steigen; allein seine Kräfte verließen ihn, und er fiel in Ohnmacht. Zwey Soldaten von seinem Regimente, und einer von dem Regimente des Prinzen Heinrichs, von seiner vorigen Kompagnie, den die Liebe zu seinem alten Hauptmann herbeygezogen hatte, trugen ihn hinter die Fronte. Ein Feldscheerer war eben beschäftigt die

Begräbnis des General Keith am 14. 10. 1758



Wunde zu verbinden, als er in den Kopf geschossen wurde. Der Herr von Kleist machte eine Bewegung, seinem verwundeten Arzte zu helfen; umsonst, dieser fiel entseelt bey ihm nieder.

Bald darauf kamen Kosacken, zogen ihn nackend aus, warfen ihn an einen Sumpf, und ließen ihn liegen. Von der starken Bewegung ermüdet entschlummerte er hier, eben so ruhig, als ob er in seinem Zelte gelegen hätte. In der Nacht fanden ihn einige Rußische Husaren, zogen ihn aufs Trockene, legten ihn bey ihrem Wachtfeuer auf etwas Stroh, bedeckten ihn mit einem Mantel und setzten ihm einen Hut auf. Sie gaben ihm auch Brodt und Wasser. Einer von ihnen wollte ihm ein Achtgroschenstück geben, als es aber der Verwundete verbat, warf es der Husar mit einem edlen Unwillen auf den Mantel, womit er ihn bedeckt hatte, und ritte mit seinen Gefährten davon. Die Kosacken kamen am Morgen wieder und nahmen ihm alles, was ihm die gutherzigen Husaren gegeben hatten. Er lag also wiederum nackend auf der Erde; bis gegen Mittag ein Rußischer Officier vorbeysieng, dem er sich zu erkennen gab, und der ihn auf einen Wagen legen und nach Frankfurt an der Oder bringen ließ. Dasselbst kam er gegen Abend in der äußersten Entkräftung an, und ward ordentlich verbunden (. . .) In der Nacht vom 22ten zum 23ten sonderten sich die zerschmetterten Knochen von einander ab, und zerrissen eine Pulsader. Er verblutete sich stark, ehe der Wundarzt dazu kommen und das Blut stillen konnte.

Friedrich Nicolai hatte behauptet: »Der Charakter dieses Major v. Tellheim, ist der lebendige Charakter des sel. Kleist.« Das stimmt in der Form, daß Lessing seine Phantasien über Tellheim von der Kenntnis der melancholischen Persönlichkeit seines Freundes, mit dem er über ein Jahr auf das Engste zusammenlebte, hat bestimmen lassen. Jedenfalls ist ihm im Umgang mit Kleist und anderen preußischen Offizieren in Leipzig die Mentalität dieser Kaste lebendig geworden, und sicher ist die Idealität Tellheims durch diesen Ewald von Kleist geprägt, dessen sensible Natur sich mit dem öden Gamaschendienst eines preußischen Offiziers nicht anfreunden konnte, der sich in seiner militärischen Laufbahn zu wenig beachtet und zurückgesetzt fühlte und der schließlich seinem Leben in der Schlacht ein Ende setzte. Lessing hat das ganz richtig erkannt: »Er hat sterben wollen!«.

Ohne seinen engsten Freunden auch nur ein Sterbenswörtchen zu sagen, verläßt Lessing am 7. November 1760 Berlin und tritt in die Dienste eines Generals der preußischen Infanterie, Friedrich Bogislaw von Tauentzien (1710-1791), den er in Leipzig durch Kleist kennengelernt hatte. Tauentzien war Militär, derb und ungebildet, im Dienst bis zum äußersten streng, ein Haudegen der alten Sorte, »von unerschütterlicher Tapferkeit und Pflichttreue und so durch und durch Soldat, daß er die ganze Staatsverwaltung unter das militärische Interesse stellte«. Die Identität von militärischem und staatlichem Interesse, die sein Biograph des 19. Jahrhunderts hier lobend herausstellt und die haargenau den friderizianischen Vorstellungen entspricht, sieht der Dichter Novalis 1798 in einem anderen Licht:

Kein Staat ist mehr als Fabrik verwaltet worden, als Preußen, seit Friedrich Wilhelm des Ersten Tode. So nöthig vielleicht eine solche maschinistische Administration zur physischen Gesundheit, Stärkung und Gewandheit des Staats seyn mag, so geht doch der Staat, wenn er bloß auf diese Art behandelt wird, im Wesentlichen darüber zu Grunde. Das Prinzip des alten berühmten Systems ist, jeden durch Eigennutz an den Staat zu binden.

Für Tauentzien hat sich die Bindung gelohnt: Friedrich II. selbst schätzt ihn 1779 auf 150 000 Taler. Die Stationen der glänzenden Karriere dieses Festungskommandanten bis zu dem Zeitpunkt, an dem Lessing sein Sekretär wird: Teilnahme am ersten schlesischen Krieg und Auszeichnung mit dem neugestifteten Orden *Pour le Mérite*; Oberst und Kommandeur eines Bataillons in der Schlacht bei Kolin; gefährliche Verwundung. 1759 Beförderung zum Generalmajor und Interimskommandanten von Breslau. Damit hatte sich Tauentzien eine Stellung höchsten Vertrauens erworben, denn die Hauptstadt Schlesiens war als großer Depotplatz für Munition und Proviant, für Kassen, Verwundete und Gefangene von größter strategischer Wichtigkeit. Im August 1760 versuchten die Österreicher unter Laudon

und die Russen unter Soltykoff, Breslau durch Bombardement zu zermürben und zur Übergabe zu zwingen. Tauentzien ließ daraufhin alle Vorstädte niederbrennen, um die Österreicher zu hindern, sich dort festzusetzen und einen Sturm zu wagen. Laudon gab auf, Tauentzien war für die Beförderung zum Generalleutnant reif. Noch vor Ende des Jahres führt ihm der damals schon bekannte Dichter und Kritiker Lessing die Korrespondenz.

Vom November 1760 bis Ostern 1765, also noch eine ganze Weile über das Ende des Siebenjährigen Krieges hinaus, hat es Lessing in Breslau und in Tauentziens Diensten ausgehalten. Die Nachrichten über diesen Lebensabschnitt sind dünn. Goethe will wissen, daß sich Lessing in einem »zerstreuten Wirtshaus- und Weltleben gefiel, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauentzien begeben«. Und das, was man sonst noch so hört, beruht auf dem Bericht des Breslauer Rektors Samuel Benjamin Klose, einem gebildeten und historisch beschlagenen Mann, von dem sich Lessing in wissenschaftlichen Materien gerne beraten ließ:

Er widmete die Stunden, welche ihm seine Amtsgeschäfte, die er Vormittags verrichtete, übrig ließen, der Gesellschaft und den Wissenschaften. So bald er vom General von Tische kam, welches gewöhnlich um vier Uhr war, ging er entweder in einen Buchladen oder in eine Auktion, meistens aber nach Hause. Hier kamen gewöhnlich Personen, in Angelegenheiten, seiner Hülfe und Unterstützung bedürftig, zu ihm, die er bald abfertigte, um sich durch Unterredungen, die Litteratur und Wissenschaften betreffend, zu erholen. . .

Fast täglich ging er nach sechs gegen sieben Uhr in das Theater, und von da mehrentheils, ohne das Stück ausgehört zu haben, in die Spielgesellschaft, von wo er spät nach Hause zurückkehrte, und den andern Tag nicht vor acht oder neun Uhr aufstand. Ich habe ihn sogar noch gegen zehn Uhr im Bette gefunden.

Lessings Spielleidenschaft ist den Biographen denn auch

immer besonders erwähnenswert gewesen als Zeichen für ein Leben, in dem Arbeit offenbar nur nebenbei eine Rolle spielte.

Das Gegenteil ist wahrscheinlicher: der 31jährige Schriftsteller, der die Gedanken und Befehle eines preußischen Festungskommandanten in eine ansprechende schriftliche Form zu bringen hatte, war beschäftigt genug. Denn der erhaltene Amtsbriefwechsel, dazu die Briefe Friedrichs an Tauentzien und seine Cabinets-Ordres geben uns einen guten Einblick in die täglichen Verpflichtungen und den sich daraus ergebenden Briefverkehr, den Tauentzien und Lessing zu bewältigen hatten. An erster Stelle geht es um Nachrichtenbeschaffung, zuverlässige Informationen über die Stellung und die Bewegung der russischen Truppen. Am 25. Juli 1761 muß Lessing melden:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König, Allergnädigster König und Herr,

Die Cosacken haben sich aus hiesiger Nachbarschaft wieder zurückgezogen; und das Czernichesche Corps, dessen Annäherung gegen Breslau gestern verbreitet ward, hat vergangene Nacht hinter Oels bey Zessel gestanden. Diesen Morgen ist es wieder aufgebrochen; doch habe ich durch meine Patrouillen, ob sie schon bis nahe vor Oels gekommen, noch nicht erfahren können, wohin es seinen Marsch eigentlich nimt. Allem Vermuthen aber nach geht es nach Bernstadt, weil alle Lieferungen von ihm dahin ausgeschrieben worden; wovon ich das Gewißere einzuziehen, und Ewr. Königl. Majestät meinen allerunterthänigsten Rapport davon abzustatten, nicht ermangeln werde.

Der ich in tiefster Devotion ersterbe,
Ewr. Königl. Majestät, allerunterthänigster und gehorsamster
Knecht

Breslau den 25. Jul. 1761

B F Tauentzien

Das Schreiben wird gnädig aufgenommen. Friedrich antwortet umgehend:

Giesmannsdorf, 25. Juli 1761.

Ihr habt sehr wohl gethan, Mich sofort von denen in Eurem Bericht vom heutigen Dato enthaltenen Nachrichten zu avertiren.

Ich habe darauf auch den Generalmajor Knobloch davon avertiret und ihm befohlen, sogleich von Brieg aufzubrechen und heute noch bis jenseits Ohlau zu marschiren, damit er morgen bei guter Zeit zu Breslau sein und das Lager bei Hundsfeld nehmen könne. Ihr habt ihm entgegenzuschreiben, ob Eure Nachrichten wegen Annäherung derer Russen gegen Breslau continuiren. Sollten sich aber selbige ändern und es ein *faux bruit* gewesen sein, so müsset Ihr es ihm auch gleich entgegenschreiben.

Friderich

Um Kämpfe zwischen Kosaken und den aufgestellten Feldwachen vor Breslau geht es in diesen Tagen immer wieder. Tautenzien beruhigt seinen König: »Wegen der wenigen *Cosaken*, welche etwa noch in hiesiger Gegend zurück geblieben, bin ich völlig ohne Sorgen«, und er erhält als Antwort:

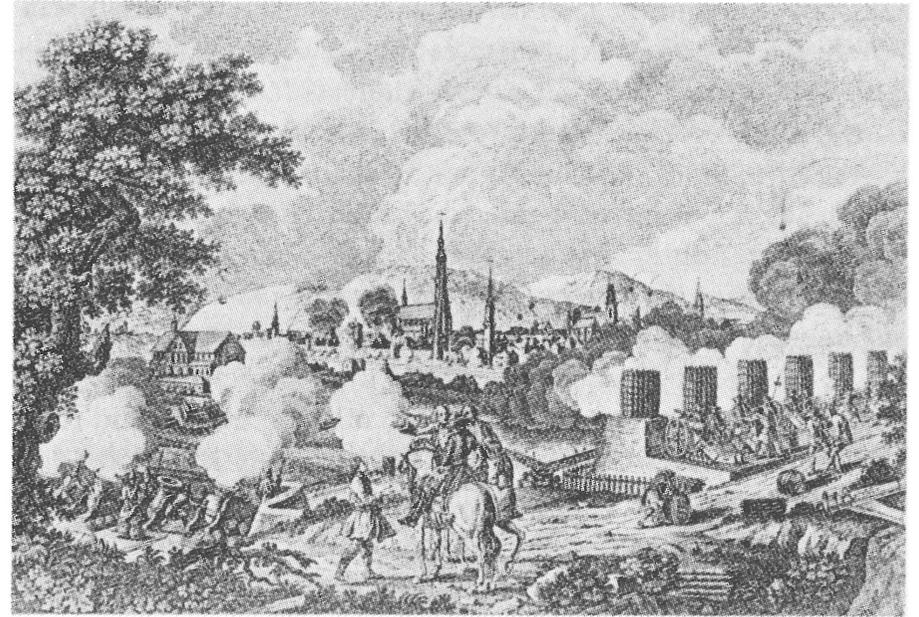
Giesmannsdorf, 29. Juli 1761.

Es ist Mir Euer Schreiben hier noch richtig eingeliefert worden; Ich bin von dem Inhalt zufrieden.

Die dort und bei Ohlau anprellenden Kosacken seind nicht anders da, als den Marsch derer russischen Armee nach Oppeln zu cachiren und zu masquiren. Ich marschire morgen nach Oberschlesien, um das dortige feindliche Corps bei die Ohren zu kriegen und wegzu-jagen, alsdenn aber dem Laudon zu Halse zu gehen. Seid Eures [Ortes] inzwischen vigilant und ferm, wie Mein Vertrauen zu Euch stehet, und haltet Eure Garnison in guter Disciplin und Ordnung.

Friderich.

Da werden Verpflegungsmagazine verbrannt und Brücken über die Oder geschlagen, Gefangene gemacht und ausgefragt. Über Vorpostengefechte, Kanonaden, leichtere Scharmützel und die dabei entstandenen Verluste ist zu berichten. Lager müssen vor Breslau aufgebaut und verschanzt werden. Friedrich II. an Tautenzien: »Ihr werdet in der Zeit die Ohren etwas steif halten müssen, damit Ich die Zeit habe, Meine Sachen in Oberschlesien auszumachen«. Die Versorgungstransporte an Mehl und gebackenem Brot sind mit Eskorten zu versehen und zu sichern. Pontons werden gebaut und bereit gehalten, die Konstruktion von Geschützen ist zu begutachten, der Guß in Auftrag zu geben



Die Schlacht bei Schweidnitz 1758

und mit dem Stückgießer zu besprechen. Verträge sind aufzusetzen, Quittungen müssen ausgefertigt werden, Ordres werden weitergegeben und »auf das Schärfste empfohlen«, Transportlisten zusammengestellt und übersandt.

Und immer wieder das Problem der zuverlässigen Information über die Bewegungen des Feindes: Gerüchte werden geprüft, Deserteure, Reisende und Fuhrleute ausgeholt. »Zu Folge eingegangener Nachrichten von meinen Patrouillen«, »die Nachrichten, welche hier von der Rußischen Haupt-Armée einlaufen, sind so widersprechend, daß man nicht weiß, was man davon glauben soll«, »Ewr. königlichen Majestät statte den unterthänigsten Rapport ab«, »habe allerunterthänigst zu rapportiren«.

Ab Mitte des Jahres 1762 laufen dann die Vorbereitungen zur Wiedereroberung der Festung Schweidnitz, die von den Österreichern außerordentlich gut befestigt und versorgt worden war. Den Oberbefehl über das Belagerungsheer

vertraut der König Tauentzien an: In Teichenau wird sein Befehlsstand aufgeschlagen, Lessing ist mit von der Partie. Am 4. August wird die Stadt eingeschlossen, am 7. die Laufgräben eröffnet, zwei Armeen decken das wichtige Unternehmen, die eine unter der direkten Leitung Friedrichs II. im Lager bei Peterswalde, die andere unter dem Herzog von Bevern auf den Höhen von Mittelpeile. »Peile, in Eile«, witzelt Lessing in einem Brief an Nicolai, »Wissen Sie, wo das liegt? Ich wollte, daß ich es auch nicht wüßte«.

Die Briefe zwischen Friedrich und Tauentzien gehen täglich hin und her. Tauentzien meldet den Stand der Grabungs- und Schanzarbeiten, übermittelt die Zahl der Gefallenen und Verwundeten:

Ewr. Königlichen Majestät rapportire allerunterthänigt, daß die Eröffnung der Tranchée, nebst dem gestrigen Ausfalle, an Todten 3 Officiers, 82 Gemeine, an Blessirten 6 Officiers, 158 Gemeine, und an Gefangnen 4 Officiers und 216 Gemeine gekostet, von welchen letztern jedoch der größte Theil Deserteurs von Gablenz und Falckenhayn gewesen. Wie Leute versichern, welche der Feind heute morgen aus der Stadt gelaßen, so ist auch der gegenseitige Verlust gestern beträchtlich gewesen, und unter andern ein General und verschiedne Officiers dabey blessiret worden.

Die 5 Wurf-Batterieen sind vorige Nacht fertig geworden, und eben itzt geräth durch eine derselben ein Stroh-Magazin bey dem Fort Num. 2 in Feuer. An den übrigen Batterieen werden wir künftige Nacht zu arbeiten anfangen.

Auch muß ich Ewr. Königliche Majestät nochmals auf morgen um 300 Mann Arbeiter allerunterthänigst bitten, zu deren Bezahlung überhaupt Allerhöchst Dieselben dem Tranchée-Major einige Gelder assigniren zu laßen, gnädigst geruhen werden.

Der ich in tiefster Devotion ersterbe,
Ewr. Königlichen Majestät, allerunterthänigster und gehorsamster Knecht,
Teichenau den 9 August 1762

B F Tauentzien

Am 11. August 1762 meldet Lessing den Beginn der Kanonade (»überhaupt feuern wir nunmehr mit 78 Pieçen«), die Österreicher versuchen sich durch Ausfälle mit tausend Mann, wobei sie mehr als dreihundert Mann Verluste

erleiden, Luft zu schaffen. Die Grabungsarbeiten finden vor allem nachts statt, am 19. August vereinbart man einen Waffenstillstand von einer Stunde, damit die Toten begraben werden können. Anfang September scheinen die Vorarbeiten für den Sturm dann fast abgeschlossen, denn Lessing meldet am 7. September:

Das feindliche Feuer hat seit gestern sehr merklich abgenommen; und unser Verlust von voriger Nacht ist daher auch der leidlichste, den wir noch gehabt haben, indem er blos in 1 Todten und 6 leicht Blessirten bestehet. Mit den Minen sind wir in 21 Stunden bis auf 18 Fuß avancirét, und ich hoffe, daß es so continuiren soll.

Friedrich gibt daraufhin die ersten Instruktionen für die Kapitulationsbedingungen und für die Behandlung derjenigen preußischen Soldaten, die man als Deserteure fangen wird. Lessing wird seinen Augen kaum getraut haben, als er das bestialische Strafmaß las, das Friedrich II. in seinem Brief vom 7. September verfügt hatte, nämlich fünfzigmal Spießrutenlaufen.

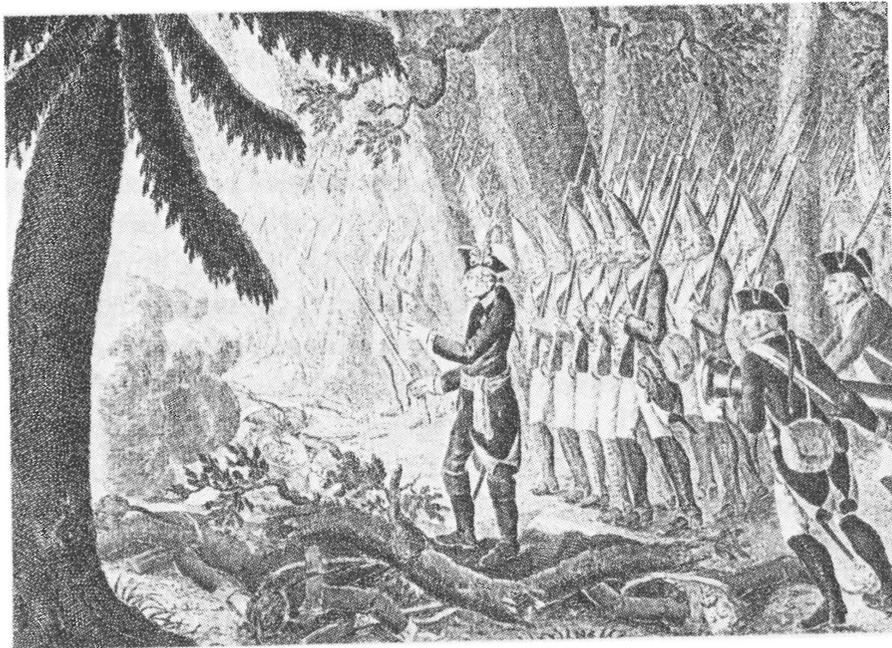
Am 9. September 1762 schmeichelt sich Tauentzien, endlich »den glücklichen Ausgang des nächsten melden zu können«, weil er sich von einer neuen Art Sprengbombe besondere Wirksamkeit verspricht. Aber die Schweidnitzer Garnison ist auch nicht faul, und Lessing muß dem König schreiben, daß sie »zwey Minen, fast zu gleicher Zeit rechter und linker Hand unserer Gallerie hat springen laßen; doch haben sie weiter keinen Schaden gethan, als daß einige Fuß von unserer Arbeit eingedrückt worden«. Zwischenzeitlich besorgt er die Reinschrift der zwei französischen Briefe an den Verteidiger von Schweidnitz, Graf Guasco, deren Konzepte Friedrich II. selbst aufgesetzt und an Tauentzien geschickt hatte. Der freie Abzug und der Modus der Gefangennahme werden verhandelt. Am 15. September muß Lessing schreiben: »Sollte die Sache [Erstürmung] wider alles Vermuthen, heute noch nicht zu Stande kommen, so wollen wir annoch kommende Nacht um 12.Uhr eine

Mine springen laßen, um ihr vielleicht dadurch den letzten Druck zu geben«.

Leichter gesagt als getan. Lessing kann zwar von einem »sehr guten Effect« berichten, aber der Feind sprengt auch, die geleistete Arbeit ist »ruinirt«. Tauentzien will es nun mit zwei unterirdischen Gängen versuchen, hat aber wenig Glück. Noch am 19. September muß Lessing dem König melden, daß der Feind die eigenen Anstrengungen wieder zunichte gemacht hat, und daß die Verluste drei Tote und drei Leichtverwundete ausmachen. Erst am 12. Oktober wird die Geschichte der »Minen und Gegen-Minen« durch die positive Meldung über die Einnahme der Festung abgeschlossen, die Lessing so abfaßt:

Ewr. Königlichen Majestät rapportire allerunterthänigst, daß ich gestern allhier in Schweidnitz eingerückt, nachdem ich Vormittags die kriegsgefangene Garnison ausmarschiren, auch bereits einen

Friedrich II. führt die Grenadiere der Avantgarde gegen die österreichischen Stellungen, 3. 11. 1760



Theil derselben, nemlich die Panduren, an der Zahl 1334 nach Breslau transportiren laßen, als womit ich heute und die nächstfolgenden Tage continuiren werde. Die Anzahl der Gefangenen überhaupt beläuft sich auf 8976 Köpfe, worunter sich hundert und einige dreyßig Officiere, und 2748 Kranke und Blessirte befinden. Nach der eigenen gegenseitigen Angabe ist im Anfange Monats August die Garnison 10 225 Mann stark gewesen, und sind folglich während der Belagerung 1249 Mann von selbiger geblieben. Den Bestand der vorgefundenen Artillerie, Munition und Gewehre werde Ewr. Königlichen Majestät allerunterthänigst einberichten, sobald ich die genauen Listen davon erhalten. Den Obersten v. Rasp, welcher die Capitulation an den Feld Marchal Daun überbringt, übersende Ewr. Königl. Majestät allergnädigsten Befehle gemäß, und habe ich deßen bey sich habende Briefschaften und Rapports alle gelesen und versiegelt . . .

Lessing hat also die preußische Kriegsmaschine in voller Aktion erlebt und sein Alltag ist eine andere Realität gewesen als der oft beschworene Spieltisch und der tägliche Aufenthalt im Buchladen, obwohl Lessing viel Geld für Bücher ausgegeben hat. Sehr weise, denn bei dem ständigen Wertverfall des Geldes waren Bücher eine gute Anlage. »Es war Spekulation und Liebhaberey«, so sein Bruder. Das klingt sehr glaubwürdig, denn Lessing wußte, was auf dem Geldmarkt gespielt wurde: »Was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte? Schlecht Geld ist es ohnedies, herzlich schlecht Geld; so schlecht, daß man sich ein Gewissen daraus machen muß, seine alten Schulden damit zu bezahlen«, schreibt er am 22. Oktober 1762 aus dem Armeehauptquartier an Nicolai.

Durch seine Stellung war Lessing in der einzigartigen Lage, hinter den Kulissen auf die ökonomischen Kriegsoperationen des Königs blicken zu können. Denn Tauentzien hatte als Generalmünzdirektor direkt mit den drastischen Münzverschlechterungen zu tun, durch die Friedrich II. seine Kriege finanzierte, indem er Silbergeld weit unter dem eigentlichen Silberwert ausprägen ließ. Dieses Geschäft legte er in die Hände von jüdischen Münz-Entrepreneurs. Im

eroberten Sachsen errichtete er in Dresden eine Münzstätte, die er an den Juden Ephraim verpachtete. Das Volk nannte daher die von dort ausgehenden schlechten Geldstücke Ephraimiten. Man muß sich vorstellen, welche Wirkung unter diesen Umständen der Auftritt Paul Werners gehabt hat, wenn er die Bühne mit dem zweideutigen Ausruf betrat: »Lustig Kinder, lustig, ich bringe frisches Geld!« Denn das »frische« war auch immer das frisch ausgemünzte und damit wertloser gewordene Geld.

Gleich zu Beginn seines Dienstes bei Tauentzien muß Lessing eine Anfrage des Ministers Schlabrendorff in Bezug auf die Münzsituation in Breslau beantworten:

Hochwohlgebohrner Herr, Hochzuehrender Herr Geheimer Etats-Ministre,

Es ist von den Müntzjuden bis dato nur noch der einzige Haymann nach Breßlau zurückgekommen. Ich werde nicht unterlassen so wohl diesen, als die übrigen, sobald sie anlangen, allen Ernstes anzuhalten, mit dem Müntzen wieder den Anfang zu machen. Da sie aber itzt noch kein Silber vorräthig zu haben versichern, so will ich wenigstens die noch vorhandenen Reste deßelben zusammen schmelzen, und Böhmen daraus schlagen laßen. Sobald die Juden das nöthige Silber erhalten haben, können Ewr. Excellenz versichert seyn, daß die Müntzung der Pohnischen Timpfe vors aller erste besorget werden soll.

Übrigens danke Ewr. Excellenz auf das verbindlichste für die ertheilten angenehmen Nachrichten von dem Siege Sr. Majestät, der ich mit vieler Hochachtung bin

Ewr. Excellenz gantz ergebenster treuer Diener
Breßlau den 16 Novb. 1760 *B F Tauentzien*

Und noch der letzte der uns überlieferten Amtsbriefe Lessings beschäftigt sich mit Geldproblemen: Er ist an den Juden Daniel Itzig, an dessen prächtigem Haus in der Burgstraße Minna auf dem Wege zu ihrem Hotel vorbeifahren mußte, gerichtet und versucht, Vertragsansprüche, die Ephraim aus Kontrakten des Jahres 1759 erhebt, zurückzuweisen. Mit Ephraim hatte Lessing schon zu Beginn seines Dienstes bei Tauentzien zu tun, denn er schreibt am 7.

Dezember 1760 an Mendelssohn:

Was Ephraim übrigens anbelangt, so ist mir lieb, daß alle die Gefälligkeiten, die er sich von mir versprechen kann, von der Art sind, daß ich niemandem dadurch schaden, auch mich selbst keiner Verantwortung dabei aussetzen kann: doch werde ich darum nicht aufhören, auf meiner Hut zu sein; und Sie, liebster Freund, werden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir dann und wann, von diesem und jenem, einen kleinen Wink geben.

Was also die Informationen über den jeweils beabsichtigten Prozentsatz der Münzverschlechterung anging, so saß Lessing direkt an der Quelle, denn er schrieb die Verträge aus und führte die entsprechenden Korrespondenzen. Aber er hat daraus offenbar keinen persönlichen Nutzen gezogen.

Die Kriegsjahre sind für Lessing arbeitsreiche Jahre gewesen. Die Einarbeitung zu Beginn seines Amtes läßt ihm wenig Zeit (»noch bin ich in Breslau nicht zu mir selbst gekommen«) und noch 1761 heißt es: »Nicht wahr, nur ein einzigesmal habe ich von hier aus an Sie geschrieben? Wetten Sie kühnlich darauf, daß ich also auch nur ein einzigesmal recht zu mir selbst gekommen bin«. Die finanzielle Seite der Unternehmung stellt ihn zufrieden, wenn er auch in einem Brief an Ramler betont:

Vielleicht könnte ich auch schon noch einmal so viel haben, wenn ich nicht so viel Bücher kaufte, deren ich bereits hier wenigstens dreimal so viel habe, als ich Ihnen zurückgelassen. Dazu kommen noch zwanzig andere Ausgaben; und kurz, ich bin kein Wirt. Die Wahrheit zu sagen, ich mag es auch nicht sein.

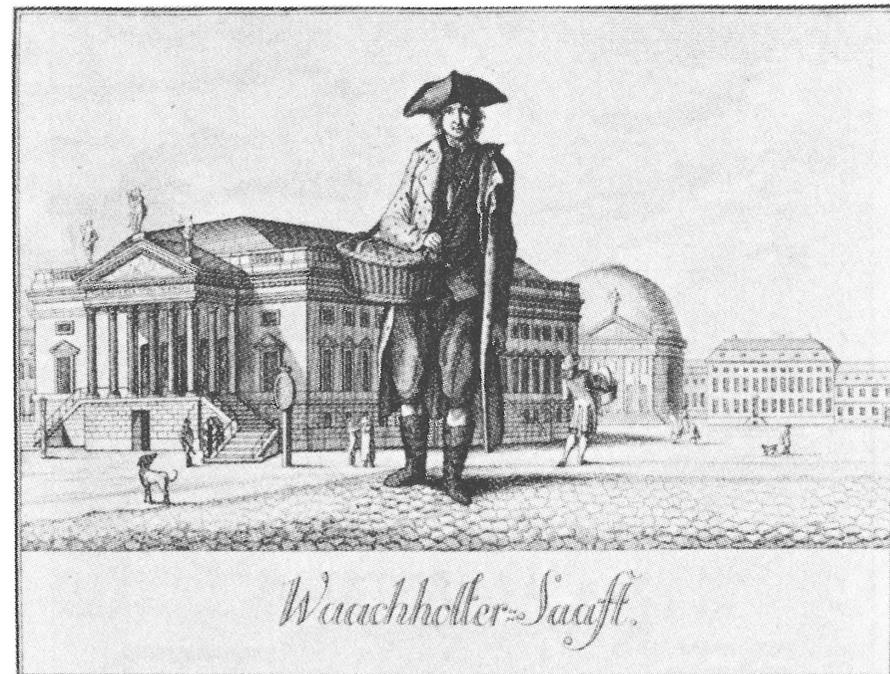
Das sind Spuren für den biographischen Anteil, der bei der Charaktermischung des Helden Tellheim dann eine Rolle spielt, von dem ja auch behauptet wird, er könne nicht haushalten und sei ein Verschwender: Diese Ansicht Minnas klingt uns im Ohr wie auch eine Bemerkung aus einem Brief Lessings an seinen Vater, in dem er seine Absicht, den Dienst bei Tauentzien zu quittieren, äußert: »Ich brauche nur noch einige Zeit, mich aus allen den Rechnungen und Verwirrun-

gen, in die ich verwickelt gewesen, herauszusetzen«. Wer hört da nicht Minnas Bemerkung zu Franziska: »Sein Regiment ward nach dem Frieden zerrissen. Wer weiß, in welche Verwirrung von Rechnungen und Nachweisungen er dadurch geraten?«.

»Nur bald Friede, oder ich halte es nicht länger aus!«, und dieselbe Klage endet auch die Breslauer Phase seines Lebens: »Arbeit und Verdruß und meine bevorstehende Veränderung haben mich, so zu reden, meiner selbst vergessen gemacht, und ich werde nun schon auch nicht eher wieder zu mir selbst kommen, als bis ich aus Breslau weg bin«.

Der Plan, Breslau den Rücken zu kehren, reift langsam. Gleich nach dem Kriege reist Lessing mit Tauentzien nach Potsdam, beide bleiben dort einige Wochen am Hofe Friedrichs II., Tauentzien wird zum Gouverneur von ganz Schlesien befördert. Im Juni 1764 erkrankt er gefährlich, für Lessing ein Anlaß, seine Abnabelung von Breslau zu beginnen. Aber es dauert fast noch ein Jahr, bis er dann endlich aufhören kann, fein säuberlich die Schlußformel unter die Briefe seines Brotherrn zu zirkeln: »Der ich in tiefster Devotion ersterbe, Ewr. Königl. Majestät, aller unterthänigster und gehorsamster Knecht«. Was aus ihm werden wird, ist zu diesem Zeitpunkt noch gänzlich ungeklärt. Sicher ist - für den jetzt Fünfunddreißigjährigen - nur eins: »Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nötigen könnte, mich auf den kürzern Rest desselben noch zum Sklaven zu machen«.





Soldaten als Kleinhändler

»ICH BIN DER KRÜPPEL UND BETTLER«: DIE INVALIDEN

Die Ausländerin Minna empfände den Abschied des Ausländers Tellheim als beglückend, wenn da nicht die Verwundung wäre. Aber auch das scheint ihr eben kein großes Problem, denn Tellheims Selbsteinschätzung als Krüppel kann sie bei näherer Hinsicht nicht teilen: »Ein Krüppel: sagten sie? Nun (*indem sie ihn von oben bis unten betrachtet*), der Krüppel ist doch noch ziemlich ganz und gerade; scheint doch noch ziemlich gesund und stark«. Minna hat Recht: Bei Lichte besehen ist Tellheim mit seinem steifen Arm gut weggekommen, er wird zukünftig den Säbel eben in die andere Hand nehmen müssen und kann von Glück sagen, daß er seine Gliedmaßen überhaupt behalten hat, daß ihm das Augenlicht geblieben ist und er noch die zärtlichen Witze seiner Minna hören kann. Denn Tausenden wurden die Körper zerfetzt, die Gelenke zerschlagen, die Augen ausgeschossen, die Ohren durch Säbelhiebe abgetrennt. Wenn sie Glück hatten, wurden sie in der Nähe der Hauptlazarette verwundet, die für die schlesische Armee in Breslau und Glogau, für die sächsische in Dresden, Torgau, Wittenberg und für die pommersche in Stettin errichtet wurden. Aber die Wahrscheinlichkeit war sehr groß, daß sie schon auf dem Transport von ihrem Siechtum durch einen meist qualvollen Tod erlöst wurden. Denn das preußische Lazarettwesen war im Siebenjährigen Krieg weit hinter dem französischen, englischen und österreichischen zurück, obwohl Friedrich II. des öfteren durch Instruktionen erkennen ließ, daß er eine Verbesserung der Kranken- und Verwundetenversorgung wünschte. So wurde 1759 zwar ein »Hö-

pital volant« geschaffen, das bei einer Schlacht erste Hilfe leisten sollte. Da der König vor der Schlacht jedoch kaum besondere Vorkehrungen traf und auch niemanden von seinen Absichten etwas wissen ließ, Befehle für das Personal des ambulanten Lazarets also ausblieben, so konnten auch nur diejenigen Verwundeten Hilfe bekommen, die überhaupt noch in der Lage waren, sich zu einem Verbandsplatz zu schleppen. Denn der Transport von Verwundeten während des Kampfes war verboten und das Verbinden wurde erst befohlen, wenn Victoria geschossen und der König im Besitz des Schlachtfeldes war.

Auch reichte das Personal bei Tausenden von Verwundeten in den mörderischen Schlachten nicht aus. Für das schlesische Armeekorps von 80 000 bis 90 000 Mann etwa standen nur 3 Feldmedici, 4 Chirurgen, 15 Krankenwärter und 55 Feldscheere, die man oft aus den Baderstuben zur Armee gepreßt hatte, zur Verfügung. Besonders schlimm wurde es, wenn nach dem Gemetzel eine Stadt von Kranken und Verwundeten überflutet wurde, so daß in dieser Notsituation weder Lagerstätten, Stroh, Kleidung und Medikamente, noch ausreichend Lebensmittel herangeschafft werden konnten, von Ärzten und Hilfspersonal ganz zu schweigen. Am 9. Dezember 1757 schreibt der Freiherr von Mudrach aus Lissa an den Kriegsminister:

Es ist mir unmöglich, das Elend fernerhin anzusehen. Sie crepiren nicht allein an ihren Wunden, sondern vielmehr aus mangelnder Subsistenz, welche die ausgehungerte Gegend, die selbst von Brod und Hausrath beraubt ist, nicht verschaffen kann, zumalen keine Zahlung erfolgt. Es ist abscheulich anzusehen, wie die Todten vor den Thüren liegen, anderen die Arme und Beine abgelöst werden, deren Wehklagen und Jammern man anhören muß, so daß, wenn es länger dauert, die Pest zu befürchten ist.

Aus den Krankenlisten über alle schlesischen Lazarette von 1758 bis 1763 wissen wir, daß von 90 000 behandelten Soldaten 20% starben und 5% invalide blieben. Friedrich II.

hat die Verluste des Siebenjährigen Krieges selbst mit 180 000 Soldaten angegeben, darunter mehr als 1500 Offiziere, 160 Stabsoffiziere und 34 Generale. »Diese großen Verluste«, so schreibt der preußische Generalarzt Adolf Leopold Richter,

werden um so leichter erklärt, als für die Feldzüge im Siebenjährigen Kriege auf die unerwarteten und sich oft überstürzenden Ereignisse gar nicht gerechnet und daher keine oder nur eine sehr mangelhafte Vorkehrung zur Aufnahme der Verwundeten und Kranken getroffen wurde, mit den oft schwer ausführbaren Verordnungen, die an die Civil-Behörden erlassen wurden, auch in der Regel schon die Verwundeten eintrafen, es daher gerade Anfangs, wo die Hülfe am nöthigsten war und oft lebensrettend werden konnte, an Allem fehlte, und die Verwundeten eben nur unter ein Dach zusammen gefeicht ihrem Schicksale überlassen wurden, um zu sterben. Durch die vorangegangenen Strapazen, anstrengenden und ermüdenden Märsche bei schlechter oft nur aus Commisbrod bestehender Kost, wobei es selbst zuweilen am Salze zur Suppe fehlte, und deprimirt im Gemüthe kamen die Verwundeten halb tod im Lazareth an, weil sie durch Blutungen geschwächt, Hunger und Durst Stunden lang gequält, selbst Tage lang auf dem Schlachtfelde ohne Hülfe gelegen hatten. Das Bringen der Verwundeten aus den Schlachtlinien, das selbst bei rohen Völkern längst gebräuchlich und auch bei den Landsknechts-Regimentern befohlen war, durfte nicht geschehen, und waren auch keine Kräfte hierzu vorhanden. Es musste das Verbinden der Verwundeten erst befohlen werden; wurde die Schlacht Abends beendet, so erfolgte das Verbinden erst am anderen Tage. So geschah es beispielsweise nach der Schlacht bei Torgau. Die Verwundeten, deren Zahl 9742 betrug, blieben während der sehr kalten Nacht vom 3ten zum 4ten November (1760) aller Hülfe beraubt, ausgeplündert, selbst des Hemdes beraubt auf theils morastiger, theils beeister Erde liegen und nur wenigen war es geglückt, nach dem Dorfe Elsnig sich begeben zu können, wo der selbst verwundete König sie traf.

Aber das Leben des Soldaten war nicht nur von feindlichen Granaten und Säbeln bedroht. Seuchen und Epidemien von Typhus, Ruhr und Nervenfieber wüteten im preußischen Heer. Besonders schlimm war die dürftige Kleidung im Winter: Schon unter Friedrich Wilhelm I. war dem Soldaten

der Mantel entzogen worden, und so konnte er sehen, wie er in den Winterfeldzügen von 1759 und 1760 in Sachsen und 1761 in Pommern seinen Körper vor Nässe und Kälte schützte:

Bei den Wachtfeuern in den Brandhütten bei den Dörfern, nur auf Commisbrod-Suppe angewiesen, versengten vorn die Kleider und erstarrte hinten der Körper. Ein Theil der Infanterie stand im December 1759 im Lager zu Wilsdorf, dem gegenüber im Plauenschen Grunde Daun ebenfalls lagerte und zu überfallen drohte. Alle 24 Stunden musste die Infanterie im Lager abgelöst werden und kam in beeiste Zelte zu liegen, wobei es oft sogar am erforderlichen Holze mangelte. Viele erfroren sich die Glieder und in Folge des Nervenfiebers mussten täglich massenhafte Beerdigungen stattfinden, und die Nachwirkungen zeigten sich erst, als am 10ten Januar 1760 die Winterquartiere bezogen wurden. Dieser Winter kostete daher dem Könige mehr Leute als zwei grosse Schlachten.

Und wenn es die Witterung nicht war, dann war es die Einrichtung der Lazarette selbst, die den Kranken auf qualvolle Weise vom Leben zum Tode beförderte:

Es wurde zwar durch lange blecherne Röhren Luft in die Krankenzimmer geleitet, mit Wacholder und Essig geräuchert, dieser oder Vitriolsäure unter das Getränk gegossen, allein man überlegte die niedrigen und oft dumpfigen Räume, heitzte dieselben zu stark, vernachlässigte im Uebrigen die Reinlichkeit aus Ersparungssucht und gab somit die Veranlassung zur Entwicklung von böartigen und endemischen Krankheiten in den Lazarethen selbst, wodurch der Armee grosse Verluste beigebracht wurden. Die Unterbringung der Kranken geschah nicht immer nach den Krankheiten, sondern nach den Truppentheilen und nach Bequemlichkeit.

Das »unaussprechliche Lazareth-Elend«, wie Richter die Zustände während des Siebenjährigen Krieges nennt, wird uns ebenso beschrieben durch den preußischen Stabsfeldmedicus Doktor Fritze, dessen Kritik sich unter anderem auch gegen die starre autoritäre Hierarchisierung innerhalb der Lazarettverwaltung wendet. Er ist der Meinung, daß kein Arzt Interesse daran hat, in Verhältnisse einzutreten, »welche Bevormundung und Überwachung mit sich führ-



Feldscher mit Klistierspritze und Patient

ten und jede Achtung ausschlossen«. Entscheidungselbständigkeit der Ärzte konnte nicht aufkommen, die Diagnostik litt, ja, den Wundärzten wurde verboten, eine Operation

ohne die Gegenwart des General-Chirurgus machen zu dürfen. Fritze kritisiert die dürftige Ausstattung der Lazarette mit Bett- und Leibwäsche, Hemden und Handtüchern, ohne die überhaupt keine Sauberkeit erreicht werden konnte. Der Mangel an Hemden war bei den vielen Nervenfieber- und Ruhrkranken besonders grausam: »Die Trainsoldaten, die man nur als halbe Soldaten betrachtete, lieferte man, nachdem das eine Hemde, das sie nur erhielten, auf dem Leibe abgefaut war, oft ganz nackt in eine Decke gehüllt, in die Lazarethe ab, und bevor ihnen ein Hemde geliefert werden konnte, vergingen aus Besorgniß, daß die Auslagen dafür dem Lazareth nicht wieder erstattet werden möchten, Tage und Wochen«: Bürokratische Bedenklichkeiten stellen sich bereits den praktischen Notwendigkeiten in den Weg.

Mit dem Ende des Krieges war das Elend aber keineswegs zu Ende, es nahm nur andere Formen an. Beruhigenderweise war die Zahl der Invaliden nicht übermäßig groß, die meisten Soldaten hatten ihre Verwundungen gar nicht überlebt. Sie waren von den 9742 Verwundeten der Schlacht bei Torgau am 3. November 1760 acht Wochen später schon 2000 gestorben, ein Schicksal, vor dem Tellheim seinen Just bewahrte, denn er hat ihn nicht »in dem Lazarette krepieren lassen« (I, 8).

Was geschah aber mit demjenigen, der chronisch krank, arbeitsunfähig und damit für die »Dienste der Großen« untauglich geworden war? Wer sollte sich um die Veteranen kümmern, die in drei Kriegen ihre Lebenskraft geopfert hatten und denen nun die Angehörigen fehlten, die sich ihrer hätten annehmen können?

Manchen Offizieren ging es nicht viel besser als ihren Untergebenen. Sie waren - jedenfalls wenn sie kein Rittergut ihr eigen nannten oder kein Vermögen hatten - auf Gedeih und Verderb der Gnade des Monarchen ausgesetzt. Und damit seiner Willkür: »Die Pensionen bey nothwendiger Entlaßung waren gering und dabey ziemlich selten; Alles

nach Gutdünken«, schreibt Berenhorst. Als der Generalmajor von Sieburg um die Aufhebung des Befehls bat, daß die Invaliden seines Regiments von allen Versorgungsmöglichkeiten ausgeschlossen werden sollten, schrieb Friedrich II. an den Rand des Gesuchs: »Das Regiment hat gegen den Feind nicht angebissen«. Als Sieburg die Bitte erneuerte, da sein Regiment sich bei Zorndorf, Kunersdorf und Kolberg gut gehalten habe, erhielt er zur Antwort: »Das ist nichts: Bei Zorndorf hat das Regiment gelaufen, daß ich Sie erst am andern Tag zurückgekriegt habe und bei Kunersdorf seindt sie nicht 8 Minuten ins Feuer geblieben.«

Waren Stimmung und Empfindlichkeit entsprechend und die Einschätzung der Bittsteller günstig, so konnten höhere Offiziere damit rechnen, eine Pension von 1000 bis 2000 Talern zu bekommen oder als »Oberforstmeister, Forstmeister, Forsträthe, Postmeister, Zollinspektoren, Salzfaktoren, Rendanten und in ähnlichen Ämtern recht anständig und behaglich versorgt zu werden«.

Dankbarkeit und väterliche Fürsorge gegenüber den alten Kämpen hatten ihre Grenzen an den finanziellen Interessen und Möglichkeiten des Monarchen. Ich übernehme den Eindruck des preußischen Historiographen Preuß, der über den sich außerhalb jeder Regel bewegenden Gnadenerweis des Königs in Invalidensachen folgendes berichtet:

Mancher Brave, auch die Familie mancher gefallenen Helden mag vergessen worden sein. Oft entschieden wohl augenblickliche Eindrücke. Zum Beispiele führen wir die Witwe des bei Prag tödtlich verwundeten Generalmajors Emanuel von Schöning an. Derselbe starb den 16. Mai. Die Witwe meldete dem Könige den Tod und erhielt zur Antwort: »Besonders Liebe! Ich habe euer Schreiben vom 28. Mai erst gestern erhalten. Ihr könnt versichert sein, daß ich den Verlust eures Mannes, Meines gewesenen G. M. von Schöning, recht sehr bedauere und mithin an derjenigen Betrübniß, so ihr natürlicherweise darüber empfinden müsset, aufrichtig Antheil nehme. Die treuen und vieljährigen Dienste, so derselbe Mir und Meinem Hause geleistet, und worinnen er sein Leben auf eine, für ihn so ruhmwürdige Art beschlossen hat, werde

Ich niemals vergessen, sondern solche gegen euch und eure Kinder bei aller Gelegenheit in Gnaden erkennen. Ich bin euer gnädiger König. Fr. Hauptlager Leutmeritz, den 1. Ju. 1757.« Dennoch vergaß der König die Familie, wie aus folgender Briefstelle v. J. 1768 erhellet: »Ew. K. M. haben meinem verstorbenen Ehemanne auf seinem Todtenbette Allergnädigst zu versichern geruhet, für seine treuen Dienste, seiner Familie sich huldreichst anzunehmen; ich habe nach abgeschlossenem Frieden Ew. K. M. öfters an dieses Allergnädigste Versprechen zu erinnern mich erdreistet, allein bis dato keine gnädige Erhörung erhalten können.«

Um eine geregelte Invalidenversorgung war es allerdings in ganz Europa zu dieser Zeit schlecht bestellt, und Friedrich II. ließ das Problem, wie er die abgenutzten Teile seiner Kriegsmaschine versorgen könne, auch keineswegs kalt. In der *Instruction für die Infanterie* von 1742 heißt es:

Von den alten Grenadieren, so die beiden Campagnen mitgethan haben, soll keiner ohne Sr. Königl. Majestät Vorwissen verabschiedet werden.

Was Leute unter selbigen sind, so glatt invalide sind, die sollen allemal gegen den 20. Februar nach Berlin geschicket werden, daß Se. Königl. Majestät solche allda besehen und, wofern sie zum Dienste untüchtig, für deren Unterkommen sorgen können.

Dafern sich aber darunter welche finden, so noch zu gebrauchen, so sollen solche auf des Commandeurs Unkosten wieder nach dem Regimente geschicket werden.

1747 ist es für Friedrich ein »Plaisir« wahrzunehmen, daß sein Geheimer Etatsministre von Boden sich sehr darum bemüht hat, in dem ihm unterstehenden Departement »invalide Soldaten, welche zu Versorgung dem General-Directorio specificiret worden seind, unterzubringen und zu versorgen«. Er wünscht diese Praxis auch von anderen Ministerien, verlangt die Aufstellung einer Invalidenliste, um zu überprüfen, daß »vacante Bedienungen nicht an Kutschers und Laquaien, sondern ausschließlich an Invaliden vergeben werden«. Diese Haltung läßt sich in zahlreichen Kabinettsordres bis zum Ende seiner Regierungszeit verfolgen. Kam es vor, daß für eine Vakanz gleichzeitig ein Bürgerlicher und ein Militär in Frage kamen, wurde der

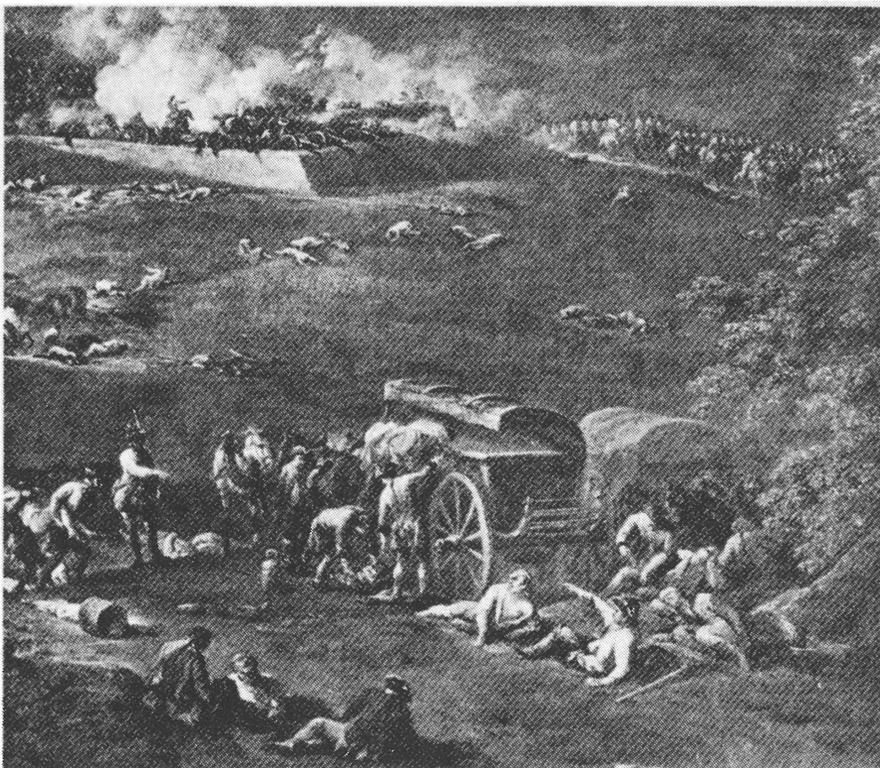
Soldat vorgezogen.

Wer schließlich in niederen Verwaltungs- und Dienstposten als Torschreiber, Waagemeister, Schirrmeister bei der Post, als Botenmeister oder Kanzleidiener bei niederen Behörden Unterschlupf gefunden hatte, konnte sich glücklich schätzen, denn er war in der Lage, wenigstens sein Leben zu fristen. Viele Bauernsöhne aber konnten nicht lesen und schreiben, Qualifikationen, die auch auf diesen untergeordneten Posten gefordert wurden, oder sie waren so wenig Herr ihres zerrütteten Körpers, daß es auch zu kleinen Bedienungen nicht ausreichte. Sie hätten zu den wenigen Krüppeln gehört, für die es in einem Entwurf der *Instruction für das General-Directorium* in den neuen Paragraphen für die Invalidenkasse heißt:

Was die Invaliden anbetrifft, so ist bekannt, daß solche in dreien Klassen rangiret worden, nämlich in Invaliden, so sich gar nicht helfen können und welche 2 Rthlr. monatliches Gnadengehalt bekommen; in Invaliden, so noch zu kleinen Bedienungen zu gebrauchen und die bis dahin 1 Rthlr. monatliches Wartegeld bekommen, und drittens, in Invaliden, so im Lande noch was vor sich haben und 1 Rthlr. monatliches Gnadengehalt als eine Beihülfe bekommen.

Allerdings: Dieser Paragraph ist Entwurf geblieben, er hat keine Aufnahme in die Instruktion gefunden.

Willenserklärungen dieser Art sind immer wieder als die eines großen Monarchen und verantwortlichen Soldatenvaters würdig gerühmt worden. Dabei braucht man den persönlichen Fürsorgewillen oder die mitleidende Gesinnung Friedrichs II. gar nicht zu berufen. Es ist angemessener, die wirtschaftliche und politische Seite des Invalidenproblems zu sehen: Die unversorgten Soldatenkrüppel waren, schon wegen ihrer Menge in den wenigen größeren Städten, ein Unruheherd. Ihre Anstellung im Staatsdienst war daher die eleganteste und die am wenigsten kostspielige Lösung dieses sozialen Problems. Und außerdem ist davon nur ein verschwindender Teil in den Genuß der staatlichen Versor-



Österreichischer Verbandsplatz in der Schlacht bei Hochkirch 1758

gung gekommen, denn Friedrich II. moniert selbst die geringe Zahl der Eingestellten:

Im Uebrigen finde Ich ganz wenig zu sein, wann nur 2 Invaliden in einen Monat untergebracht werden, da hier in der Churmark monatlich wohl 4 bis 5 untergebracht werden.

So ehrenwert diese Haltung auch scheint, man muß sich gleichzeitig vor Augen halten, daß die preußische Armee allein in der Schlacht bei Kunersdorf rund 18 000, bei Hochkirch 10 000 Mann verlor und daß der Kampf um Prag 18 000 Tote forderte, wobei uns der preußische Musketier Dominicus berichtet, daß in diesem Treffen von den 1620 gemeinen Soldaten seines Regiments »748 blesirt und tod« auf dem Schlachtfeld blieben, außerdem 23 Offiziere.

Was will man da groß über Invalidenversorgung räsonieren angesichts der Tatsache, daß Tausende von Soldaten, die die Massaker überlebten, ohne Aussicht auf eine angemessene Versorgung blieben - ihre Unzulänglichkeit ist ein Gradmesser für den Zynismus, mit dem der absolutistische Staat seine Interessen durchsetzte. Dieser Meinung sind im übrigen auch Friedrichs II. sonst durchaus wohlwollende Zeitgenossen und lobesgierige Historiker. So schreibt Preuß:

Auch die Versorgung des Liniensoldaten [im Gegensatz zum Freikorpsangehörigen] giebt zu mancher Betrachtung Anlass. Wesentlich ist es ihm als Invaliden ergangen, wie dem Offizier. So weit die Hilfsmittel reichten, hat Friedrich, der wie jeder große Feldherr seine Soldaten liebte, für sie gesorgt, und wenn Baron Schulz von Ascherade, welcher im Haag schwedischer Gesandter war und sonst ein eifriger Lobredner des Königs ist, gradezu sagt: »Sparsam war Friedrich so sehr, daß er kaum sich derer erbarmte, die in seinen Kriegen nur Wunden und Mangel erworben; aber bis zur Verschwendung freigebig war er, wenn es dem Ganzen zum Besten gereichte«; so kennt er weder das Streben noch die Hilfsmittel des Königs. Leider gebricht es den meisten Staten, besonders nach langen und schweren Kriegen, an Mitteln, die verunglückten Helden nach Wunsche zu versorgen, und wir müssen es hier gleich von vorne herein bekennen, daß aus Friedrichs Armee, nach offizieller Angabe, im Jahre 1779 noch 3443 unversorgte Invalide vorhanden waren.

Auch Lossow, der in seiner Kritik sehr zurückhaltend ist, muß zugeben, daß »die Versorgung der Invaliden sehr zurück war«. Er sieht den Grund für die schlechte Versorgungssituation aber nicht in der zu großen Sparsamkeit des Monarchen, sondern zieht sich auf folgende Mutmaßung zurück:

Da nun der Monarch die Versorgung invalider Soldaten durchaus wollte, deshalb sehr oft die nachdrücklichsten Kabinetts-Ordren erließ, so muß der Mangel der Versorgungs-Anstalten einen andern Grund gehabt haben, vielleicht den, daß der König glaubte, genug dafür gethan zu haben, und auf die Berücksichtigung der Invaliden zu Civil-Aemtern zu sehr rechnete.

Und auch Coelln macht seiner Entrüstung darüber Luft, daß viele Veteranen, die nicht einmal alt zu sein brauchten, auf Hausiererei und Bettelei angewiesen waren:

Das Invalidenwesen war äußerst schlecht organisirt, ungeachtet des Invalidenhauses in Berlin, worin nur Wenige Aufnahme fanden; ungeachtet der vorgeschriebenen Versorgung manches Veteranen im Civildienst, blieben eine Menge von militairischen Krüppeln übrig, die bettelnd durch das Land zogen.

Das 18. Jahrhundert ist voller Klagen über ungeheure Bettlermengen, die das Land durchstreiften und sich in den Städten zusammenfanden: Vertriebene Bauern, abgedankte



Kriegsinvaliden auf Krücken

Soldaten, Seuchenkranke, Brandgeschädigte, Frauen, Kinder und Greise flehten um Almosen. An einem Tage kamen manchmal dreißig bis vierzig und mehr Bettler durch ein Dorf, in den Städten traten sie oft in Scharen auf.

Auch in Berlin hatte das Elend, besonders wegen der vielen schlecht bezahlten Arbeiter in den Textilmanufakturen, ständig zugenommen und seit 1761 wurden etwa 30 000 Einwohner durch öffentliche Almosen unterhalten, wobei typisch ist, daß der Anteil der »abgedankten Soldaten, Invaliden, Soldatenfrauen und Kinder sehr groß war«.

Der Adel und das wohlhabende Bürgertum empörten sich über das »unverschämte Betteln und andere Unanständigkeiten«, die ihnen das Elend des einfachen Volkes vor Augen führte. Die Beamtschaft der Krone versuchte, die Bettelei durch Zwangsmaßnahmen zu unterbinden. Gassenaufseher (Armenwächter) wurden eingesetzt und ihnen unter Androhung »vieler Prügel« oder der Verschickung nach Spandau an die Karre eingeschärft, von 7 bis 21 Uhr auf ihrem Posten zu bleiben. Razzien wurden veranstaltet, die Gastwirte sollten jeden Fußgänger genau überprüfen und jeder Bürger war verpflichtet, Anzeige zu erstatten, wenn er einen Bettler feststellte.

Nun gab es in Berlin zwar die öffentlichen Armenhäuser und Armenanstalten, so das Dorotheenhospital, das große Friedrichshospital, das Koppensche Armenhaus für zusammen etwa 240 Bedürftige und das Arbeitshaus für 300 bis 500 Zivilpersonen: »Es ward im Jahre 1742 vom jetzt regierenden Könige gestiftet«, wie Nicolai schreibt, »um der Überhand genommenen Straßenbetteley zu steuern«.

Eigens für die soldatischen Krüppel, die sich mit Bettelei durchzubringen suchten, ließ Friedrich II. 1748 das »Königliche Invalidenhaus« errichten: »Es ist darin Raum genug zur Wohnung der Invaliden und ihrer Officiere. Außerdem sind dabey große Wirthschaftsgebäude zur Viehzucht, Backen, Brauen und Brandtweinbrennen, welches alles nebst den

Aeckern und Gärten an einen Pächter, gegen eine gewisse Pacht überlassen ist«. Ganz abgesehen davon, daß hier nur 600 Personen unterkommen konnten, gelingt es dem Merkantilegeist des preußischen Staates, auch noch aus denjenigen, die sich für ihn haben zusammenschießen lassen, einen Groschen zu ziehen, denn der Pächter muß ja das geforderte Stück Geld aus dem Unternehmen herauswirtschaften. Und auch die Fonds der Invalidenkasse, aus der alle Soldaten, die nicht mehr dienen, die aber auch nicht in das Invalidenhaus aufgenommen werden können, den sogenannten monatlichen »Invalidenthaler« beziehen, werden keineswegs, woran man natürlich zuerst denkt, aus Staatsgeldern gespeist: Die Einnahmen fließen »vornehmlich aus dem Vermögen der Deserteure und ausgetretener enrollirter Landeskinder«.

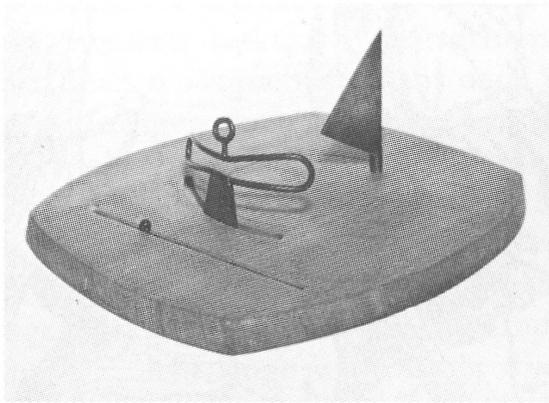
Trotz harter Maßnahmen ist man der Bettelei, wie die mehrfache Erneuerung der Strafverordnungen beweist, in Berlin aber nicht so ohne weiteres Herr geworden: In einer Garnisonstadt mit ungefähr 20 000 Soldaten läßt sich eben nicht jede ausgestreckte Hand kontrollieren. Und so mußte Franziska sicherlich nicht lange warten, um das Almosen loszuwerden, daß ihr die so generös und gleichzeitig so mitleidig gestimmte Minna zugesteckt hatte: der nächste Arm- oder Beinamputierte, der im Invalidenhaus kein Unterkommen mehr gefunden hatte, wartete schon um die Ecke.



Friederizianischer Fahnenadler



Stockschläge für den einfachen Soldaten. Stich von Chodowiecki um 1770



Alberto Giacometti, Homme, femme, enfant (1931)



Duane Hanson, War (1967)

***Gotthold Ephraim Lessing
Minna von Barnhelm***





Coop
Versicherung

Die Versicherung mit der Sie
kein Theater

haben.

Aeschenvorstadt 67, 4002 Basel, Telefon 061/277 31 11


RUEGG
 FREIE STRASSE 6A
 BASEL-VERBIER


 BAINME & MERCIER
 GENÈVE
 1930

PERLEN UND DIAMANTEN

Wir wünschen den Künstlern und unseren
 Theaterfreunden einen erlebnisreichen Abend.

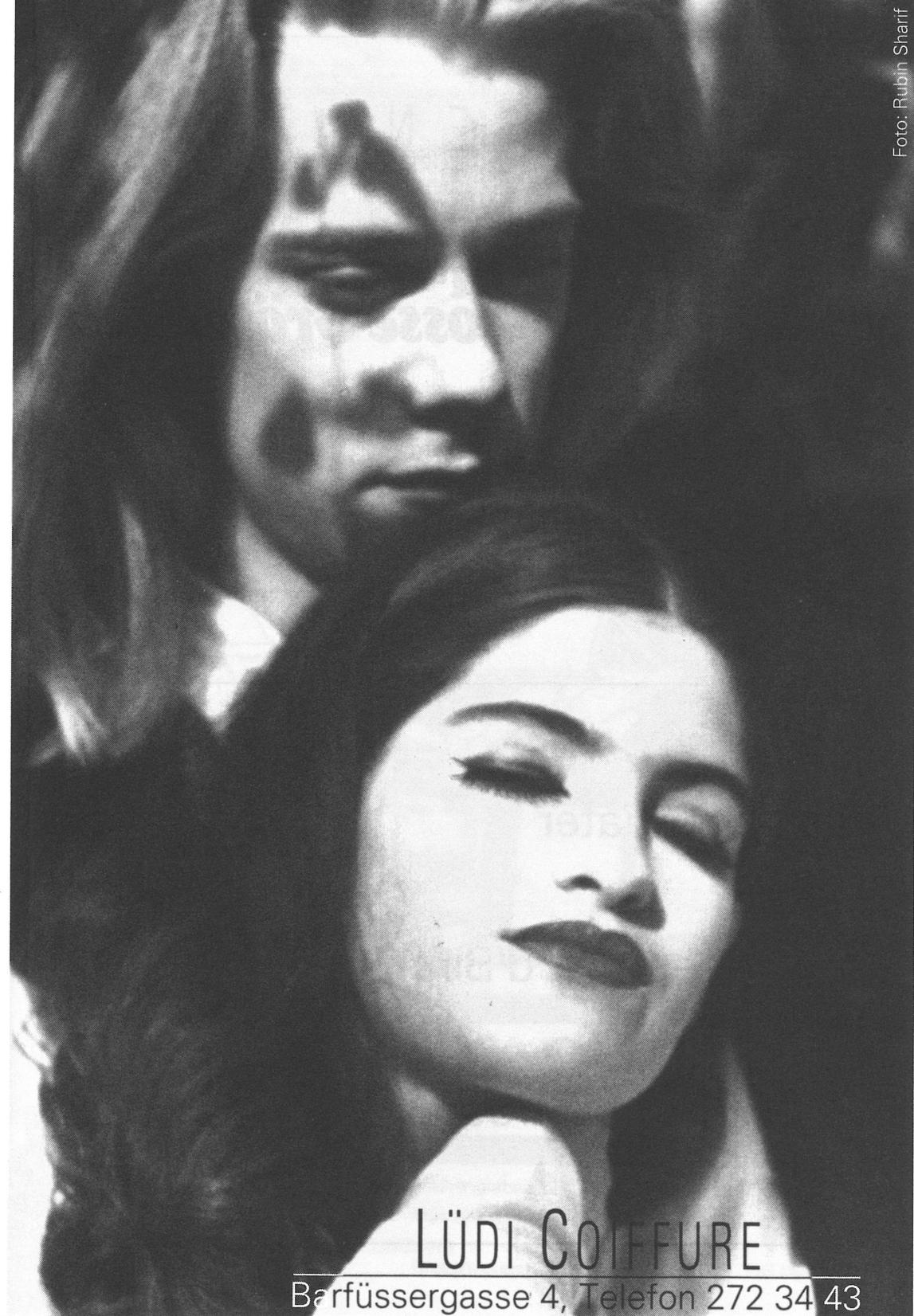
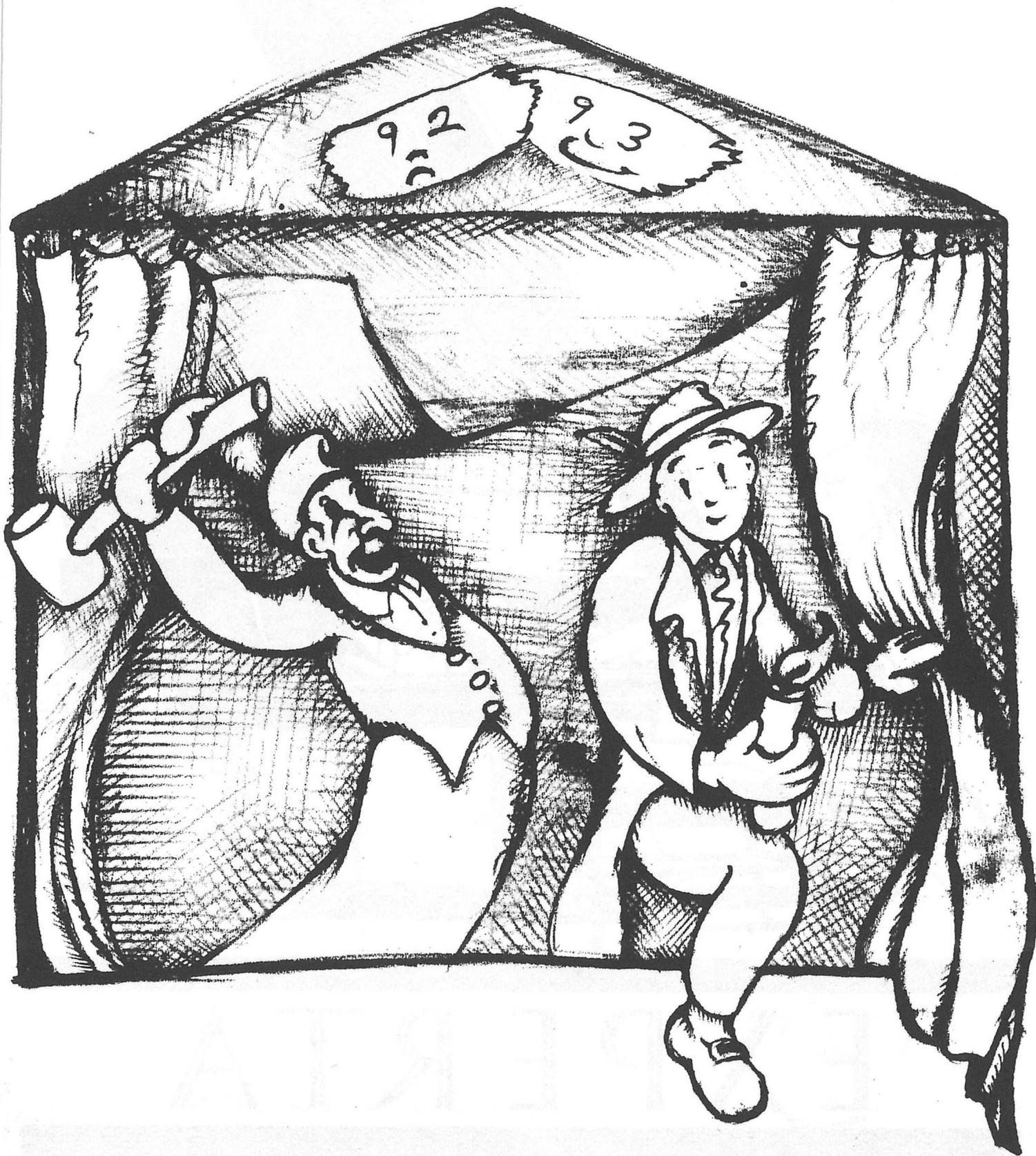


Foto: Rubin Sharrif

LÜDI COIFFURE
 Barfüssergasse 4, Telefon 272 34 43

Basler Künstler zeichnen ihre Vorstellung vom Theater für den Bankverein

Theatersaison 1992/93: Aldo Bonato



Musik
für Geschäftsleute...



EXPERTA

FAVOT BASEL

ATHENA



**Boutique für
Grosse Grössen**

Steinenbachgässlein 30
(beim Steinenparking)
4051 Basel, Tel. 061 281 57 87

S'Theater

gheert uf d'Bihni –

nit uf d'Stroos.

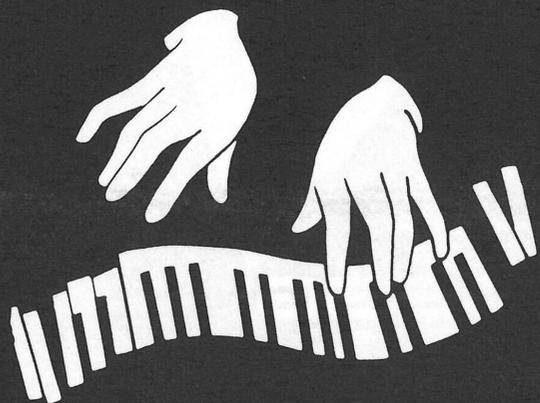


EXPERTA TREUHAND AG 4002 Basel Steinengraben 22 Tel. 061/285 12 12 Fax 061/285 13 13
EXPERTA REVISION AG 4002 Basel Steinengraben 22 Tel. 061/285 12 12 Fax 061/285 13 15
RACOM UNTERNEHMUNGSBERATUNGS-AG
4142 Münchenstein Grabenackerstr. 15 Tel. 061/ 46 10 10 Fax 061/ 46 11 18

PIANO-ECKENSTEIN

Seit 1864 tonangebend.

**Schöne
Momente
klingen
immer nach.**



Leonhardsgraben 48 · 4051 Basel
Wählen Sie 261 77 90



Full house
wünschen Euch
die Roche ianer.



Der Text ist ein Nachdruck aus: Joachim Dyck, Minna von Barnhelm oder Die Kosten des Glücks. Berlin 1981 (Wagenbach Verlag). Die Fotografie ist entnommen aus: Tom Maloney (Hrsg.), US-Camera 1946, Victory Volume. USA 1945. Giacomettis 'Homme Femme Enfant' ist aus dem Katalog Transform, Kunstmuseum und Kunsthalle Basel 1992; Duane Hansons 'War' nach einer Vorlage des Wilhem-Lembruck-Museums in Duisburg.

Impressum

Herausgeber: Theater Basel, Postfach, 4010 Basel. Direktion: Frank Baumbauer.
Redaktion: Wilfried Schulz. Gestaltung: Beat Keusch. Inserate: Marcel Meier.
Herstellung: Birkhäuser+GBC AG. Das Programmheft erscheint alle 14 Tage.
Heft Nr. 3



Auf Tasteninstrumenten spielen wir die erste Geige.

*Flügel
Pianos
Historische
Tastinstrumente
Kirchenorgeln*

*Fachliche
Beratung*

*Stimmungen
Reparaturen*

Miete/Kauf



*Orgeln
Keyboards
Synthesizer
Digital-Pianos
MIDI Systeme
Profi-Instrumente*

*Music + Computer
Music-Software*

Fachliche Beratung

*Orgel- und
Keyboardschule*

Theaterpassage, Theaterstr. 7
4001 Basel, Tel. 061 272 28 68

*Wir wünschen
Ihnen gute
Unterhaltung.*



**Basler
Kantonalbank**